KAIS. KÖN. HOF- BIBLIOTHEK
28.826-A
Neu-

Sa. 37. C. 76.

Österreichische Nationalbibliothek
+Z226231301

28826-A.

Die weiße Roſe.

Hiſtoriſcher Roman
aus der
Zeit des Janitſcharen-Aufſtandes 1730.

Von
Moritz Jókai.

Aus dem Ungariſchen überſetzt
von
Dr. Maximilian Falk.

Peſt, Wien und Leipzig, 1854.
Hartleben's Verlags-Expedition.

K.K. HOFBIBLIOTHEK

I.

Der Trödler.

Seit undenklich langer Zeit, ſeit hundert und hundert Jahren währt der Kampf zwiſchen den Schiiten und Sunniten.

Perſien, Indien, Teheran ſind der Sitz der Schiiten, die Türkei, Arabien, Egypten und die Berberei beherbergen die Anhänger der Sunna's.

Es iſt ſchon viel Blut, viel Geld, viel Fluch und viel Verrath daraufgewandt worden, und noch iſt es nicht entſchieden, ob die Schiiten Recht haben oder die Sunniten. Es handelt ſich darum, wer von den nach dem Tode des Propheten eingeſetzten Statthaltern: Ali, Abu Beker, Omár und Osman, der echte Heilige ſey? Die Schiiten behaupten: nur Ali, — die Sunniten aber ſagen: alle vier! Und die Schiiten ſind in der That rechte Narren, daß ſie ſich lieber zu Tauſenden hinſchlachten laſſen, ehe ſie in Gottes Namen zugeben würden, daß um drei Namen mehr im Heiligenkalender ſtehen.

Der oberſte Mufti hatte bereits drei Fetwas gegen den Schach Mahmud geſchleudert, eben ſo viele Heere aus dem Stamme der Sunniten zogen gegen die Länder der ketzeri-

ſchen Schiiten aus; der heldenmüthige Großvezier Damad-Ibrahim eroberte von ihnen Tauris, Eriwan, Kermandſchan, Hamadan und in Conſtantinopel ſpricht man von nichts Anderem, als von ihren Siegen; bei jeder Siegesnachricht läßt die Janitſcharengarde ihren kriegeriſchen Geiſt ſowohl den friedlichen Bewohnern, als dem noch friedlicheren Sultan immer lebhafter fühlen; der Sultan aber kümmert ſich weder um die Janitſcharen, noch um die Sunna, noch um die Siege Damad-Ibrahims, und begnügt ſich vollkommen mit ſeinen herrlich blühenden Tulpen und den Damen ſeines Serails, die noch ſchöner ſind und noch ſchöner blühen, als die Tulpen . . .

Das Abendroth ſendet ſeine letzten Strahlen auf die Minarets von Stambul nieder. Ein großartiges, ergreifendes Bild taucht die Siebenhügelſtadt aus dem Dämmerlichte empor, unten der von dem ſtrahlenden Himmel entflammte Bosporus, darin das Spiegelbild der prächtigen Häuſerreihen und bunten Feenpaläſte des Serails und der Vorſtädte Pera und Galata, die ſich in ſchmalen krummen Gaſſen von einem Hügel zum andern emporwinden, die aber nicht, wie in den Städten des Weſtens, gepflaſtert, gefegt, und nichts als lauter Steine und Rauchfänge ſind, — hier iſt alles grün, die Baſtionen ſind mit Weinlaub und Oelbäumen bepflanzt, vor den Häuſern der Reichen grünen Granatäpfelbäume und Cypreſſen; die Aermeren aber, die keinen Garten haben, tragen die Blumen auf das Dach ihres Hauſes hinauf oder pflanzen wenigſtens eine Weinrebe vors Fenſter, deren üppiges Laub bald das ganze Haus umſchlingt. Mitten unter dieſem ewigen Grün erheben ſich die ſchimmernden Kuppeln von zweihundertundachtzig Moſcheen; am Ende faſt jeder Straße liegt ein ſtiller Kirchhof,

mit üppigem Gras und dichten Cypreſſen bewachſen, und nur die mit Turbans gezierten Grabſteine zeigen, daß hier die düſtere Ruhe des Todes ihre Stätte aufgeſchlagen habe; über alle dieſe Paläſte hinweg endlich blickt die rieſige Kuppel der Moſchee Aja Sofia in den goldenen Spiegel des Bosporus hinunter. Der goldene Spiegel wird jedoch bald zum ehernen; die Sonne ſinkt unter, der dunkelblaue Himmel verleiht dem ruhenden Meerbuſen einen eigenthümlichen Erzglanz, dichte Finſterniß umhüllt die Kioske, den Bezeſtan; nur die rieſigen Umriſſe des Rumili Hiſſar und Anatoli Hiſſar zeichnen ſich noch am geſtirnten Himmel ab und — einige Lämpchen auf den Chans der fremden Kaufleute oder an den Minarets ausgenommen — liegt die ganze ungeheure Stadt in tiefe Finſterniß begraben.

Der Muezzim ſingt ſein, für die Zeit nach Sonnenuntergang vorgeſchriebenes Maama von den ſchlanken Thürmen der Moſcheen herab; Jedermann eilt nach Hauſe, ehe die Nacht noch völlig hereingebrochen. Die Treiber jagen ihre, zu beiden Seiten mit Schläuchen, am Halſe mit Schellen behängten Maulthiere ungeduldig durch die Straßen, Waſſer- und Laſtträger rufen die ihnen Entgegenkommenden an, aus dem Wege zu gehen, da ſie mit den über die Schulter gelegten Stangen die ganze Breite der Straße einnehmen, und die Hunde kommen rudelweiſe aus den Kirchhöfen und balgen ſich um die auf dem Markte umherliegenden Ueberreſte. Jeder Rechtgläubige beeilt ſich, ſo ſchnell als möglich unter Schloß und Dach zu gelangen; vor dem Morgengeſange des Muezzim unter was immer für einem Vorwande das Haus verlaſſen, hieße — ſeiner Anſicht nach — Gott den Allmächtigen verſuchen. Wer zumal um eine ſolche Zeit über den Etmeidanplatz zu gehen wagte, der

müßte ſehr kühn oder ſehr unwiſſend ſeyn; nach dieſem Platze münden drei Thore der Janitſcharencaſerne, und wenn dieſe Herren bei guter Laune ſind, nehmen ſie's mit den Späßen, die ſie ſich mit den ihnen in die Hände fallenden Fremden erlauben, eben nicht ſehr genau. Von dieſem Orte hält ſich daher jeder rechtgläubige Muſelmann in ehrerbietiger Ferne und denkt dabei an den Spruch des Koran: »Ein Narr, der einer Gefahr nicht aus dem Wege geht, wenn er's kann.«

Schon war auf hölzernen Tafeln mit hölzernen Stäben der Zapfenſtreich geſchlagen worden, als in einer nach dem Etmeidan-Platze führenden Straße zwei Männer einander begegneten.

Der Eine — in einen walachiſchen Bauernkittel gekleidet, mit langen Schuhen und einem breiten Gürtel um den Leib, — mochte etwa vierzig Jahre alt ſeyn, und war, ſo weit ſich Geſicht und Wuchs in dem Halbdunkel ausnehmen laſſen, ein ſtarker, gut gebauter Mann mit einem ziemlich feiſten Geſichte, welches in dieſem Augenblicke unverkennbare Spuren der Furcht und jener läſtigen Unſicherheit zeigt, die Jedermann in einer fremden Stadt, welche er zum erſten Male ſieht, zu beſchleichen pflegt.

Der Andere iſt ein ehrſamer Muſelmann, etwa ein Dreißiger, mit dichtem kohlſchwarzen Bart, lebhaften, leidenſchaftlichen Zügen, deren Charakter ſich auch in den zwei blitzenden Augen unverkennbar abſpiegelt. Er trägt den Turban ſo tief in die Stirne gedrückt, daß die dichten Brauen gegen die Augen hinab gedrängt werden, was der ganzen Phyſiognomie einen noch trotzigeren Ausdruck verleiht.

Der Fremde ſcheint nach dem Etmeidanplatze gehen

zu wollen, der Muſelmann aber eben von daher zu kommen. Jener drückt ſich an die Wand, als er den Türken herankommen ſieht, läßt ihn an ſich vorübergehen und wagt es erſt dann ihn anzureden, nachdem er geſehen, daß der Muſelmann durchaus nichts Arges im Schilde führe.

»Du wirſt wohl nicht böſe ſeyn, ehrſamer Muſelmann, wenn ich Dich bitte mir zu ſagen, wo hier der Etmeidanplatz iſt?«

Der Angeredete blieb augenblicklich ſtehen, heftete den Blick ſtarr und ſtrenge auf den Fragenden und antwortete dann in unmuthigem Tone:

»Geh' nur zu, Du wirſt gleich dort ſeyn.«

Bei dieſen Worten ward dem Fremden angſt und bange.

»Ich bitte Dich, ehrſamer Muſelmann, zürne mir nicht, aber ich fragte nicht deshalb nach dem Etmeidan, weil ich dahin will, ſondern eben, damit ich mich nicht dorthin verirre. Ich bin fremd in dieſer Stadt und gehe in meiner Herzensangſt gerade dorthin, wohin ich *nicht* gehen will. Ich beſchwöre Dich, laß mich nicht im Stiche; es ſind bereits alle Häuſer verſchloſſen, auch in den Chans läßt man mich um dieſe Stunde nicht mehr ein; ſey barmherzig und nimm mich mit zu Dir, ich werde Dir nicht läſtig fallen; ich ſchlafe in deinem Hofe oder vor deiner Thüre, nur laß mich nicht die Nacht über auf der Straße bleiben, denn ich fürchte mich entſetzlich.«

Der Türke trug eine aus Binſen geflochtene Taſche in der Hand; dieſe öffnete er nun und warf einen Blick hinein, gleichſam als würde er mit ſich ſelbſt darüber zu Rathe gehen, ob der für den Abend eingekaufte Vorrath an Fiſchen

und Zwiebeln für zwei Perſonen hinreiche; dann nickte er zuſtimmend mit dem Kopfe.

»Komm — folge mir!«

Der Fremde wollte ihm die Hand küſſen und konnte gar nicht genug Worte des Dankes finden.

»Erſt mußt Du etwas haben, dann kannſt Du danken, ſonſt weißt Du nicht, wofür Du dankſt. Bei mir wird die Gaſtfreundſchaft ſehr ſchmal ausfallen, denn ich bin ein armer Mann.«

»O, auch ich bin arm, ſehr arm,« antwortete der Fremde raſch mit jener, der griechiſchen Race eigenthümlichen ſchlauen Unterwürfigkeit. »Ich heiße Janaki und bin ein Fleiſcher aus Jaſſy. Die Cavaſſen haben mir alle meine Burſchen ſammt dem Vieh geraubt; deshalb bin ich jetzt nach Stambul gekommen, ich bin ein Bettler, wenn mir dieſer Verluſt nicht erſetzt wird.«

»Nun, Allah möge Dir dazu verhelfen. Jetzt wollen wir uns ſputen, es iſt ſchon finſter.«

Nun ging der Türke voran und führte ſeinen Gaſt durch jenes unentwirrbare Labyrinth von zahlloſen Gaſſen und Gäßchen, welches nach dem Palaſte Hebdomon — einſt die glänzende Reſidenz der griechiſchen Kaiſer, jetzt der Aufenthaltsort der ärmſten ſchmutzigſten Volksclaſſe — führt; die Straßen ſind meiſt nur für Fußgänger zugänglich und ſo ſchmal, daß das Schlingkraut an den Dächern der gegenüberliegenden Häuſer ſich in einander rankt und ſo einen natürlichen Baldachin bildet.

Als ſie eben ſolch ein langes, ſchmales Gäßchen betraten, ſchrillte ihnen vom andern Ende her ein wildes Gejohle entgegen; wahrſcheinlich war es ein Betrunkener, aber wer es auch ſeyn mochte, der Mann mußte eine entſetzliche

Lunge haben, denn er brüllte wie ein Stier und als ob ihm dieſer Lärm nicht genug wäre, paukte er auch noch mit der Fauſt an die Hausthore, an denen er vorüberging.

»Ach, ehrſamer Muſelmann, das iſt vielleicht irgend ein zu Scherzen aufgelegter Janitſchare?« ſtammelte der Fremde, vor Angſt zitternd.

»Wahrſcheinlich! Ein friedlicher Menſch kann nicht ſo brüllen.«

»Wär's nicht gut, wenn wir umkehrten?«

»Dann haben wir vielleicht das Vergnügen, ſtatt des Einen Zweien zu begegnen. Merke Dir, daß man nie umkehren darf, wenn man einmal einen Weg betreten hat, ſonſt rennt man ſicher ins Verderben.«

Unterdeſſen kam der Brüllende immer näher und bald darauf ward auch ſeine Geſtalt ſichtbar.

Die Statur gereichte der Stimme durchaus nicht zur Schande, der Mann war ſeine vollen ſechs Fuß hoch, ein wahrer Herkules; die bis an die Schultern aufgeſchlagenen Aermel, der deroute Zuſtand des Dolmans und der gegen das Ohr hingeſchobene Turban zeigten, daß der gute Mann viel zu viel von jenem Safte zu ſich genommen, den der Prophet ſeinen Anhängern verboten hat.

»Gel, gel! Ne miktàr dir! Gel!« (Kommt, kommt, wie viele Ihr auch ſeyd!)« ſang der Janitſchare aus voller Lunge und wankte dabei von einer Seite der Straße nach der andern hinüber, mit dem gezückten Handſchar fortwährend in der Luft herumfuchtelnd.

»Wehe mir, ehrſamer Muſelmann!« winſelte der walachiſche Fleiſchhauer am ganzen Leibe zitternd, »wollteſt Du nicht ſo gefällig ſeyn, meinen Stock zu nehmen; wenn er

ihn bei mir ſieht, glaubt er am Ende gar, ich wolle mit ihm raufen.«

Der Türke nahm dem Fleiſchhauer den Stock ab, vor dem ſich dieſer beinahe eben ſo ſehr zu fürchten ſchien, wie vor dem Janitſcharen.

»Ein ganz vortrefflicher Stock!« ſagte der Türke; »der Griff mit Nägeln ausgeſchlagen und mit Blei gefüllt. Schade, daß Du nicht damit umzugehen weißt.«

»Du lieber Gott, ich bin froh, wenn ich in Frieden leben kann.«

»Nun ſo ducke Dich hinter meinen Rücken, ſey guten Muthes und ſchau den Mann gar nicht an, wenn er an uns vorbeigeht.«

Der Wallache wollte ſo eben den Befehl vollziehen, aber der Janitſchare hatte ihn ſchon von ferne erſehen; in dem Augenblicke, als er ſich hinter dem Kaftan des Türken verſtecken wollte, trat der Janitſchare vor ihn, faßte ihn mit ſeiner Rieſenfauſt beim Kragen und ſchleppte ihn hervor.

»Khair evetlesszin domus (Nicht ſo eilig, Schwein), komm doch auf ein Wörtchen her; ich habe mir eben einen neuen Yatagan gekauft und werde ihn ſogleich an deinem Halſe probiren, ob er auch ſcharf genug iſt.«

Der Wallache war halbtodt vor Schrecken; willig hielt er den Hals hin und wagte blos ſtammelnd zu fragen, wer dann für ſeine vier Kinder ſorgen werde.

Nun warf ſich der Türke trotzig dazwiſchen.

»Packe Dich, beſoffener Lümmel! Wie kannſt Du Dich unterſtehen, an meinen Gaſt Hand anzulegen? Weißt Du nicht, daß derjenige verflucht iſt, der den Gaſt eines Rechtgläubigen beleidigt?«

»Schau, ſchau, ſchau,« entgegnete der Janitſchare höhniſch lachend, »biſt Du denn von Sinnen, guter Balukdſche (Fiſcher), daß Du mit den edelſten Blumen im Garten des Propheten, mit den Söhnen Begtaſch's *) anzubinden wagſt? Geh deiner Wege, ſo lange Du noch ganz biſt, denn wenn Du Dich nicht bald aus dem Staube machſt, werde ich Dich ſchweigen lehren.«

»Laß meinen Gaſt in Ruhe und dann geh auch Du deiner Wege.«

»Ja, was willſt Du denn eigentlich, ehrſamer Muſelmann, hat Dir Jemand etwas zu Leide gethan? Mashallah! Was geht das Dich an, wenn ich einem Hunde den Kopf abſchlage? Du kannſt für den Einen zehn Andere auf der Straße fangen.«

Nachdem der Türke ſah, daß mit einem Betrunkenen am Ende doch nicht vernünftig zu reden ſey, trat er näher und erfaßte den Janitſcharen bei der Hand, in welcher er den Yatagan hielt.

»Was willſt Du?« fragte der Janitſchare ganz entſetzt über dieſe Kühnheit.

»Geh — und ſchere Dich deiner Wege!«

»Weißt Du, weſſen Hand Du berührt haſt, ich heiße Halil.«

»Auch ich heiße Halil.«

»Ich heiße Halil Peliván« (der Ringer).

»Und ich Halil Patrona.«

Der Janitſchare war außer ſich vor Zorn.

*) Habſchi Begtaſch hieß der heilige Derwiſch, von welchem die erſten Janitſcharen bei Errichtung dieſes Corps (1360) eingeſegnet wurden.

A. d. Ü.

»Du Wurm, Du jämmerlicher Krämer, Du Lumpenhändler! Wenn Du mich nicht augenblicklich losläßt, ſo haue ich Dir Hände, Füße, Ohren und Naſe ab und hänge Dich dann ſo auf.«

»Ich aber verſetze Dir, wenn Du meinen Gaſt nicht augenblicklich losläßt, mit dieſem Stocke Eins an den Kopf, daß Du winſelnd zu Boden ſinkſt.«

»Mich? Du? Mit einem Stocke? Mich Halil Pelivân ſollte Jemand mit einem Stocke ſich zu ſchlagen getrauen? Schlag zu, Hund, unreines Thier, Hefe aller Muſelmänner, ſchlag zu, ſage ich!«

Damit hielt er den Kopf hin, damit der Türke darnach ſchlage, wenn er den Muth dazu hätte.

Halil Patrona aber hatte den Muth dazu und führte denn mit dem Bleiknopfe des Stockes einen ſo kräftigen Hieb nach dem Kopfe des Janitſcharen, daß dieſem ſogleich das Blut in Strömen über die Wangen lief.

Pelivân ſtieß ein furchtbares Gebrülle aus, ſchüttelte den blutigen Kopf und ſtürzte dann dem ſchlechtgetroffenen Bären gleich auf Patrona; nachdem er noch ein paar Streiche auf Schulter und Arme ausgehalten und bei einem derſelben ſelbſt den Handſchar fallen gelaſſen hatte, faßte er den Gegner mit ſeinen furchtbaren Armen, ſchleuderte ihn zuerſt in die Höhe und preßte ihn dann an ſich, wie die Boa Constrictor ihre Beute. Aber auch Patrona wußte im Ringen ſeinen Mann zu ſtellen; er packte den Janitſcharen mit beiden Händen an der Kehle und ſchnürte ſie ihm mit ſolcher Gewalt zu, daß der Koloß ſchon nach einigen Augenblicken zu wanken anfing und endlich rücklings zu Boden ſtürzte; nun kniete ihm Patrona auf die Bruſt und raufte ihm eine Hand voll Haare aus dem Barte. Pelivân ſchlief — vom Rauſche

und von den Schlägen ermattet, — die Nacht über auf der Straße; Patrona aber eilte mit ſeinem vor Angſt halbtodten Gaſte ſeiner Behauſung zu.

Nachdem die beiden nächtlichen Wanderer kreuz und quer durch eine Menge ſchmaler Gänge und Schlupfwinkel geſchritten waren, ſtanden ſie endlich vor dem Hauſe Halil Patrona's.

Wenn wir von einer Gaſſenthüre reden wollten, ſo würden wir dadurch nur einen völligen Mangel an Localkenntniß verrathen, denn dort, wo Halil Patrona wohnte, war auch nicht die entfernteſte Spur einer Gaſſe zu finden, ſondern es waren etwa anderthalb tauſend Häuſer derart aneinander gebaut, daß Jeder nur durch die Vorhalle oder den Hof des Nachbarhauſes nach ſeinem eigenen gelangen konnte, und da die Bevölkerung dieſer Häuſergruppe mit einander in dem geheimſten ſchlaueſten Einverſtändniß zu leben pflegt, ſo war jedes Haus ſo eingerichtet, daß man aus demſelben ſchnell und unvermerkt in das Haus des Nachbars ſchlüpfen konnte. Hie und da waren mehre Häuſer mit einem gemeinſchaftlichen Dache verſehen, bei anderen mündeten wieder die Keller in einander, ſo daß Jeder, wenn er verfolgt wurde, in einem Nu unbemerkt durch die Zimmer, Keller oder Dächer entwiſchen konnte.

Auch Halil Patrona's Haus war aus Holz, wie alle übrigen; es beſtand im Ganzen aus einem Zimmer, aber darin war für Viele Raum und wenn ein Gaſt gerade beſonders wähleriſch war, ſo konnte er auch auf dem mit üppigem Weinlaub überwachſenen Dache ſchlafen. Die Einrichtung des Zimmers war nichts weniger als luxuriös, eine Matte in der Mitte des Zimmers, eine mit einem Teppiche überzogene Bank in der Ecke, ein paar hölzerne

Teller und Schüſſeln, dann ein Krug auf einer Art höl-zernem Geſtelle, und einige höchſt einfache Kochgeſchirre am Herde — das war Alles. Von der Decke des Zimmers hing eine irdene Ampel herab, welche Patrona mit Hilfe des patriarchaliſchen Feuerſteines und eines Stück Schwammes anzündete, dann holte er in einem runden Troge friſches Waſſer für den Gaſt zum Waſchen, in einem langen Kruge ein anderes vom Brunnen zum Trinken, endlich kramte er den Inhalt ſeiner Binſentaſche aus und ließ den armen Janaki ſich gegenüber ſetzen, um ihn nun zu bewirthen.

Er hatte zwar nichts mehr, als ein paar kleine Fiſche und ein paar ſchöne roſenrothe Zwiebel, aber er wußte ſo viel davon zu erzählen, wo und wie dieſe Fiſche gefangen, auf welche Art ſie gebraten werden, was für Knorpel man in ihnen findet, welche Sorte die beſte ſey, und dann erſt der Zwiebel, der weit, weit geſchmackvoller ſey, als die Ananas und endlich das gute friſche reine Waſſer . . . Im Alkoran findet man faſt auf jeder Seite irgend einen Lob-ſpruch auf das friſche Waſſer, alle dieſe Stellen wußte Patrona auswendig, dabei flocht er ſo viel intereſſante Ge-ſchichten von den in der Wüſte verirrten Wanderern ein, die nach einem Trunk friſchen Waſſers ſchmachteten, bis ſich Allah ihrer erbarmte und ſie zu den Quellen der Oaſe leitete, — daß der Gaſt endlich ſelber glaubte, er habe das prächtigſte Mahl vor ſich, er ließ ſich Eſſen und Trinken vortrefflich ſchmecken und ſtand vollkommen befrie-digt von der Matte auf.

Sultan Achmet, der Arme! ſtand kaum ſo innig be-friedigt von ſeiner mit Sorbeth und überzuckerten Früchten beladenen Tafel auf, um welche zweihundert der ſchönſten Odaliſken ſangen und tanzten.

»Jetzt geh' ſchlafen,« ſagte Patrona zu ſeinem Gaſte, »ich weiß es wohl, der Schlaf iſt die größte Wonne, die Allah dem Menſchen geſpendet hat; im Wachen gehören wir Anderen, im Schlafe nur uns ſelbſt an; träumſt Du angenehm, ſo freuſt Du Dich, eben weil der Traum angenehm war; träumſt Du unangenehm, ſo freuſt Du Dich, daß es nur ein Traum war. Die Nacht iſt ſchön und mild, Du kannſt auf dem Dache ſchlafen; wenn Du die Strickleiter hinter Dir hinaufziehſt, brauchſt Du nicht zu fürchten, daß Dich Jemand ſtören wird.«

Janaki dankte für Alles und ſtieg auf das Dach hinauf; da war bereits der Teppich und das lederne Kiſſen für ſeine Lagerſtätte bereit gelegt, — offenbar der einzige Teppich und das einzige Kiſſen, die im Hauſe zu finden waren. Der Gaſt erkannte auch ſogleich, daß es dieſelben ſeyen, die er unten in der Stube geſehen, und rief zu Halil hinab:

»Wackerer Tſchorbadſchi (Hausherr), Du haſt mir deinen Teppich und dein Kiſſen heraufgetragen. Worauf wirſt denn Du ſchlafen?«

»Kümmere Dich nicht darum, Muſſafir (Gaſt), ich nehme einen anderen Teppich und ein anderes Kiſſen und lege mich darauf.«

Janaki blickte durch die Ritzen der Decke in die Stube hinab und ſah, wie Halil, nachdem er ſich tüchtig gewaſchen und noch tüchtiger gebetet hatte, ſich auf die Matte hinſtreckte, dann den Trog umkehrte, ihn unter den Kopf ſchob und ſo, die Hände über die Bruſt gefaltet, ſelig im Propheten entſchlummerte.

Am andern Morgen ging Janaki, gleich nachdem er erwacht war, zu Halil hinab, und gab ihm ein Geldſtück, welches die Türken Golddenar nennen.

»Nimm dieſes Goldſtück, wackerer Tſchorbadſchi, und wenn Du mir erlauben willſt, heute noch unter deinem Dache zu verweilen, ſo bereite für uns Beide ein Mittagmahl.«

Halil eilte mit dem Gelde nach dem Markte und kaufte allerlei Eßwaaren ein, er hätte ſich aber ein Gewiſſen daraus gemacht, auch nur einen Kupferaſper davon übrig zu behalten; er bereitete alſo ſeinem Gaſte einen Pilaf (eine türkiſche Speiſe, Schafbraten mit Reis), ſchleppte vom Bäcker und Conditor Honigkuchen, Piſtazien, ſüßen Pfeffer mit Nüſſen gefüllt und in Honig gekocht, und eine Menge anderer Leckerbiſſen herbei, ſo daß Janaki beim Anblicke aller dieſer Herrlichkeiten zu brüllen anfing: Sultan Achmet ſelber könne nicht beſſer ſpeiſen, worauf Halil ihn blos bat, den Sultan nicht ſo oft zu nennen und nicht gar ſo unbändig zu ſchreien.

In der folgenden Nacht ließ er den Gaſt wieder auf dem Dache ſchlafen und da dieſer ſich in der vergangenen Nacht viel herumgewälzt hatte, ſchloß der Muſelmann daraus, daß der Fremde nicht gewohnt ſey, ſo hart zu liegen und ſchob ihm verſtohlen auch noch ſeinen Kaftan unter den Teppich.

Am andern Morgen gab Janaki dem Türken wieder einen Golddenar.

»Bringe mir Schreibzeug, denn ich habe noch einen Brief zu ſchreiben, dann verlaſſe ich dein Haus und wandere in Gottes Namen wieder weiter.«

Halil ging, kaufte das Verlangte und kehrte bald wieder; er verrechnete genau das empfangene Geld; ſo viel für Kalan (Feder), ſo viel für Mürekob (Dinte), ſo viel für Mühür (Siegellack), das andere ſtellte er Janaki zurück.

Dieſer begab ſich wieder auf's Dach, ſchrieb dort den Brief, verſiegelte ihn, legte ihn auf den Teppich, griff dann nach ſeinem Stocke und bat unter den herzlichſten Dankſagungen ſeinen Hausherrn, ihn nur noch nach der Peraer Straße hinaus zu führen, wo er ſich dann ſchon weiter zurecht finden werde.

Halil erfüllte mit aller Zuvorkommenheit die Bitte ſeines Gaſtes und geleitete ihn bis zur Hauptſtraße. Als Janaki den Bosporus erblickte, wo er ſich leicht orientiren konnte, rief er plötzlich:

»Schau, ſchau! Da fällt mir eben ein, daß ich meinen Brief bei Dir auf dem Dache vergeſſen habe. Er liegt auf dem Teppich, daneben ein Beutel Geld, der mit dem Briefe zugleich expedirt werden ſollte. Jetzt habe ich aber keine Zeit mehr, umzukehren; ich bitte Dich, eile Du nach Hauſe, nimm Geld und Brief und beſorge Beides an die Adreſſe — und nun Gott befohlen!«

Halil trat eilends den Rückweg an.

»Aber gib es Niemand Anderem, als an den die Adreſſe lautet,« wiederholte der Grieche.

»Du kannſt Dich ſo ſicher darauf verlaſſen, als ob Du's ſelber beſorgt hätteſt.«

»Und verſprich mir auch, daß Du denjenigen, an den der Brief lautet, jedenfalls nöthigen wirſt, das Geld anzunehmen.«

»Ich gehe ihm nicht vom Halſe, bis er mir nicht Schwarz auf Weiß beſtätigt, daß er das Geld empfangen hat; wenn Du wieder hier vorüber kommſt, kannſt Du Dir die Schrift bei mir abholen.«

»Nun behüte Dich Gott, braver Muſelmann.«

»Salem Alekh!«

Halil rannte ſchnurſtracks nach Hauſe, ſtieg auf's Dach, fand dort Brief und Geld auf dem Teppiche und freute ſich über alle Maßen, daß es unterdeſſen nicht geſtohlen worden, dann packte er Beides in ſeine Binſentaſche, ohne es weiter anzuſehen, rannte damit nach dem Bazar, wo er einen bekannten Geldwechsler hatte, der jeden Menſchen in ganz Stambul kannte und bei dem er ſich nun erkundigen wollte, wo derjenige, an den der Brief adreſſirt war, zu finden ſey.

Haſtig reichte er dem Geldwechsler das Schreiben hin und bat ihn um die nöthige Auskunft.

Der Wechsler betrachtete die Adreſſe und ſagte dann ganz verwundert:

»Halil Patrona, haben denn die Giaurs jetzt ihren Faſching, daß ſie ſich aus Dir einen Narren machen? Du kannſt ja leſen?«

»Leſen kann ich wohl, aber ich glaube ſchwerlich, daß ich den Mann kenne, an den das Schreiben lautet.«

»Geſtern um dieſe Zeit haſt Du ihn noch gekannt, denn Du biſt's ja ſelber.«

Erſtaunt griff Halil nach dem Briefe, den er bis dahin gar nicht angeſehen hatte, und las zu ſeiner Verwunderung auf der Adreſſe wirklich ſeinen eigenen Namen.

»Dann iſt der ein Narr, der mir das Schreiben gegeben hat, denn es iſt ja nebſt dem Schreiben auch noch ein Beutel Geldes an die Adreſſe zu beſtellen.«

»Sieh, auch auf dem Beutel ſteht dein Name.«

»Ja, aber was habe denn ich mit dem Briefe und mit dem Geldbeutel zu thun? Der Menſch, der mir Beides gab, muß nicht recht bei Sinnen geweſen ſeyn.«

»'s iſt wohl am klügſten, Du erbrichſt das Schrei-

ben und lieſt es; dann wirſt Du gleich wiſſen, was es mit der ganzen Sache für eine Bewandtniß habe.«

Wenn man nicht weiß, was Einen ein Brief angehe, ſo iſt es in der That das einfachſte Mittel, ihn zu erbrechen und zu leſen.

In dem Briefe ſtand nun Folgendes:

»Wackerer Halil Patrona! Ich bin nicht arm, wie ich Dir ſagte, ſondern durch die Gnade Gottes ein ſehr reicher Mann. Ich durchziehe auch nicht die Welt, weil man mir mein Vieh geſtohlen, ſondern weil man mir meine einzige Tochter geraubt, die mir theurer war, als alle meine Schätze und nun wandere ich von Ort zu Ort, um ſie wieder zu finden und ſie loszukaufen, wenn ſie gefangen iſt. Du haſt mir ſehr viel Gutes erwieſen, um meinetwillen balgteſt Du Dich mit dem betrunkenen Rieſen, theilteſt dein Haus gaſtlich mit mir, überließeſt mir dein Bett, ſchlieſſt ſelber auf der bloßen Erde und ſchobſt mir ſogar deinen Kaftan unter die Decke; nimm, ich bitte Dich darum, als geringen Beweis meiner Erkenntlichkeit den kleinen Beutel, in welchem ſich fünftauſend Piaſter befinden, damit ich Dich, wenn ich wieder einmal zu Dir komme, in beſſeren Verhältniſſen finde. Gott geleite Dich auf allen deinen Wegen! Dein dankbar ergebener Janaki.«

»Hab' ich's nicht geſagt? Er iſt der Narr, nicht ich!« rief Halil, nachdem er den Brief geleſen hatte, »ſonſt könnte er mir unmöglich für einen Biſſen Fiſch und drei Zwiebel fünftauſend Piaſter bieten.«

Der Türke machte einen ſolchen Höllenlärm, daß mehre Leute herbeiliefen. Patrona und die Bekannten des Wechslers diſputirten nun eine Weile darüber, wer eigentlich der

Narr ſey; Janaki, der für ein paar Zwiebel fünftauſend Piaſter gibt oder Patrona, der ſie nicht annehmen will.

Patrona war jedenfalls ein größerer Narr, denn er machte ſich ſogleich auf den Weg, um den Mann aufzuſuchen, der ihm das Gold gegeben hatte; aber da kann er lange ſuchen! Da wäre noch viel eher Einer zu finden, der ihm eine ſolche Summe geſtohlen hätte.

Nach langem Umherirren gelangte er endlich an die Stelle, wo er drei Tage zuvor mit Halil Pelivan gerungen hatte, er erkannte den Ort ſogleich wieder. Eine vertrocknete Blutlache, welche dem Kopfe des Rieſen entſtrömt war, zierte noch immer die Mitte der Straße und auf der Wand des anſtoßenden Hauſes ſtanden ihre beiden Namen geſchrieben; wahrſcheinlich hatte der Janitſchar, als er wieder zu ſich kam, den Finger in das eigene Blut getaucht und zur Erinnerung den Namen Halil Pelivan oben und darunter Halil Patrona an die Mauer geſchrieben.

»Ah, ſo iſt's nicht recht,« ſagte Patrona »Du lagſt unten, nicht ich.« Nun nahm er ein Stück rothen Ziegel und ſchrieb ſeinen Namen oben an.

Dann rannte er bis zum ſpäten Abende herum, Janaki war nirgends zu finden; das viele Geld machte ihm den Kopf ſo warm, daß er ſich gar nicht gewundert haben würde, wenn man, als er Abends am Etmeidanplatze ſeine Fiſche einkaufte, für ein Stück tauſend Piaſter verlangt hätte.

Er ſah endlich ein, daß er das Geld denn doch behalten müſſe und konnte darüber die ganze Nacht nicht ſchlafen.

Als er am nächſten Morgen nach dem Bazar ging, kam er wieder an dem Hauſe vorüber, an deſſen Wand er Tags zuvor ſeinen Namen geſchrieben hatte. Der Name Halil Pelivan ſtand wieder oben dem ſeinigen.

»O, da werden wir ſchon abhelfen,« ſagte Halil, rief einen Laſtträger herbei, kletterte auf deſſen Schultern und ſchrieb ganz oben dicht unter dem Dachvorſprung ſeinen Namen, ſo daß der Name Pelivan's darüber keinen Platz mehr hatte . . . Es wäre ſchon daraus zu erſehen, daß in Halil Patrona ein geheimer Inſtinct lebt, der es ihm unleidlich macht, untenan zu ſtehen, der ihn Niemanden über ſich dulden läßt . . . Wenn er dann an dem im Bau begriffenen Palaſte Tſchiragan vorüber geht und dem Padiſchah begegnet, wenn Sultan Achmet III. in Begleitung des Großveziers Damad Ibrahim, des Kiaja Beg, des Kapudan Paſcha und des Ober-Imam Iſpirizade an ihm vorüber ſchreitet, beugt er demüthig das Haupt in den Staub, aber in ſeinem Innern flüſtert eine Stimme: »Es wird eine Zeit kommen, wo Ihr Alle Euch gerade ſo in den Staub beugen werdet, wie ich Halil Patrona, der Trödler, es jetzt vor Euch thue, Ihr Herren von Ländern und Welten!«

Uebrigens iſt es ein Glück, daß Halil Patrona ſein Antlitz in den Staub birgt, während der großmächtigſte Sultan mit ſeinem Gefolge an ihm vorübergeht, ſonſt könnte Halil Pelivan, der mit gezücktem Schwerte vor dem Sultan einherſchreitet, ihn wieder erkennen und es würde ihn ſicherlich Niemand darüber zur Rede ſtellen, warum er dieſem oder jenem Trödler den Schädel geſpalten!

II.

Gül-Bejaze — die weiße Roſe.

Der Trödlerladen Halil Patrona's befand ſich auf dem Bazar; es war kein ſehr einträglicher Handel und erſtreckte ſich lediglich auf Tabak, Tſibuks und Pfeifenröhre. Oſion (Opium) führte unſer Mann nicht, obwohl dies eben damals der geſuchteſte Artikel in der Türkei war; ſie hatte die Folgen davon auch gar bald zu verſpüren. Patrona aber gelobte, dieſen ſinnenbetäubenden Artikel nie in ſeinem Laden zu dulden und was Patrona einmal gelobte, das pflegte er auch zu halten. Oft kam er im Geſpräche mit den Nachbarn auf dieſen Gegenſtand zu reden; er erzählte ihnen, das Oſion ſey vom Sejtan (Satan) über die Rechtgläubigen geſendet worden und ſey nichts anderes, als der Unrath der Dzſins (böſe Geiſter), den die Muſelmänner in den Mund zu nehmen, zu rauchen oder zu ſchlucken ſich ekeln ſollten! Es bringe Verderbniß über ſie, ihre Nachkommen und das Volk der Moslimen. Die Nachbarn fanden dieſe Reden ganz vernünftig, verkauften aber deſſen ungeachtet nach wie vor ihr Oſion, da ſie dabei den meiſten Profit hatten; weil es ſich ſchon ereignete, daß ſich Jemand mit einem Meſſer den Hals abſchnitt, meinten ſie, ſolle man deshalb keine Meſſer mehr verkaufen? — Man merkt wohl, daß Halil Patrona nicht zum Kaufmann geboren war; übrigens begnügte er ſich mit ſeinem, wenn auch noch ſo geringen Profit und es fiel ihm nie ein, ſich nach etwas zu ſehnen, was er nicht hatte.

Als er nun auf einmal in den Beſitz von fünftauſend Piaſtern gelangte, war er wirklich in Verlegenheit, was er damit anfangen ſolle? Das Ziel ſeiner Wünſche lag in gar zu weiter Ferne. Er hätte gerne Flotten befehligt, Heere angeführt, Städte gebaut, Paſchas ein- und abgeſetzt er hätte herrſchen, befehlen wollen, aber zu all dem waren fünftauſend Piaſter viel zu wenig, — das heißt zu viel und zu wenig, je nachdem man's nahm und eben deshalb wußte er ſich damit keinen Rath.

Sein Laden ging eben nach jenem Theile des Bazars, wo auf einem durch ein Gitter abgeſchloſſenen Platze die allerniedrigſten Sclaven feilgeboten wurden. Halil Patrona ſah täglich zehn bis zwanzig Stück ſolcher Menſchenwaare vor ſeinem Laden verkaufen und die Sache hatte für ihn durchaus nichts Sonderbares mehr.

Es waren dies nicht jene ſentimentalen Scenen, wie ſie von den Dichtern ſo ſchön beſchrieben werden: wo der reiche Derbender Kaufmann die reizendſten Feen als Spielzeug für die Wolluſt und Genußſucht zu Markte bringt, jene wunderbar ſchönen tſcherkeſſiſchen und georgiſchen Jungfrauen, deren Wange vor dem Blicke des Mannes erröthet, denen die Thränen aus den Augen perlen, wenn ſie angeredet werden; hierher kam nur verlegene ordinäre Waare, halb unbrauchbare Jeßirs (Sclaven), dickhäutige ſchmutzige Negerinnen, alte kranke Ammen, Weſen, die halb Menſch halb Vieh waren, die ſich wenig darum kümmerten, welchem Herrn ſie dienen, die gleichgiltig zuhörten, wenn der Ausrufer ihre Jahre und ihre guten Eigenſchaften vorrechnete, die von den Käufern ruhig ihre Zähne, Arme, Beine unterſuchen ließen und ſo thaten, als ob alles dies ſie durchaus nichts anginge.

Am nächſten Paſargün (Sonntag), nachdem Janaki von Halil Abſchied genommen, ſaß Erſterer wieder vor ſeinem Trödelladen am Bazar; da erſchien der Ausrufer mit einer verſchleierten Sclavin an der Hand und rief laut durch die Straßen:

»Ehrſame Muſelmänner! Hier ſeht Ihr eine Odaliske aus dem Harem des großmächtigſten Sultans, die auf Befehl des Großherrn öffentlich feilgeboten wird. Sie heißt Gül-Bejaze, die weiße Roſe, iſt ſiebzehn Jahre alt, hat alle Zähne, einen geſunden Athem, reine Haut, dichtes Haar, kann ſingen und tanzen, und iſt in allen weiblichen Arbeiten bewandert. Wer mehr für ſie gibt, der erhält ſie; der Kaufſchilling wird unter die Derwiſche vertheilt; zweitauſend Piaſter ſind bereits geboten worden, kommt und ſeht Euch ſie an, wer gibt mehr?«

»Allah bewahre uns vor einem ſolchen Gedanken,« ſagten die klugen Krämer, »dieſes Mädchen kaufen, hieße für ſein gutes Geld den Zorn des Großherrn kaufen,« und damit zogen ſie ſich wohlweislich in ihre Kaufläden zurück. Sie wußten wohl, was dem bevorſtehe, der eine aus dem Harem des Sultans gewieſene Odaliske in ſein Haus aufnimmt? Wer ſo etwas wagt, thäte beſſer daran, die Namen aller vier böſen Geiſter an die Wände ſeines Zimmers zu ſchreiben, oder den wunderthätigen Talisman mit Füßen zu treten; es bekäme ihm weder das Eine noch das Andere ſo arg, als wenn er ſich unterſtände, die Blume, die der Sultan weggeworfen, aufzuheben und daran zu riechen.

Der Ausrufer blieb mitten am Platze allein mit der Sclavin, ja die meiſten Kaufleute ſperrten ſogar ihre Läden; für ein ſolches Glück dankten ſie recht ſchön, trugen aber durchaus kein Verlangen darnach.

Nur Ein Mann blieb vor ſeinem Laden ſtehen, nur Einer hatte den Muth, die ausgebotene Sclavin anzuſehen und dieſer Eine war Halil Patrona.

Er ſchien mit ihr herzliches Mitleid zu fühlen, man ſah es der Armen an, wie ſie unter dem bis an die Ferſe reichenden Schleier zitterte; er ließ wohl nichts ſehen, als die Augen, aber in dieſen Augen glänzten zwei helle große Thränen.

»Komm, bringe ſie in meinen Laden,« ſagte Halil zum Ausrufer, »entſchleiere ſie nicht hier mitten auf der Straße.«

»Das kann ich nicht,« entgegnete der Ausrufer, — »ich habe den ſtrengſten Befehl, ihr mitten auf dem Platze, wo die gemeinſten Sclaven zum Kaufe ausgeboten werden, den Schleier abzunehmen und ſie öffentlich auszubieten.«

»Weißt Du nicht, was die Odaliske verbrochen hat, daß ſie auf eine ſo ſchimpfliche Weiſe verkauft wird?«

»Halil Patrona,« ſagte der Ausrufer, »es wird ſowohl für meine Zunge, wie für deine Ohren viel beſſer ſeyn, wenn ich Dir auf ſolche Fragen keine Antwort gebe. Ich thue, wie mir befohlen wurde; ich entſchleiere die Odaliske, ſage, was ſie kann, wozu ſie zu brauchen iſt; ich lobe ſie nicht und table ſie nicht, rede Niemanden ab und Niemanden zu. Allah iſt unſer Aller Herr; wie er es längſt beſchloſſen, ſo wird uns geſchehen.«

Mit dieſen Worten nahm er der Odaliske den Schleier ab.

»Beim Propheten! Ein ſchönes Weib! Welch ein Auge! Man ſollte glauben, es könne ſprechen, und wer lange hineinblickt, lernt mehr daraus, als wenn er im Alkoran lieſt! Welch herrliche Lippen! Ich will gerne vom Paradieſe ausgeſchloſſen werden, wenn ich ewig und ewig dieſe

Lippen ſehen kann! Und dieſe bleichen Wangen! Mit Recht heißt ſie Gül-Bejaze, ihr Antlitz gleicht der weißen Roſe; es hängt auch der Thau daran, wie an der Roſe, — der Thau der Thränen! Wie ſchön müſſen dieſe Augen ſeyn, wenn ſie lächeln, wie ſchön dieſes Antlitz, wenn es ſich röthet, wie ſchön dieſe Lippe, wenn ſie ſpricht, wenn ſie ſeufzt, wenn ſie von ſüßem Verlangen erbebt!«

Halil Patrona war außer ſich vor Entzücken.

»Führe ſie nicht weiter,« ſagte er zum Ausrufer, »zeige ſie Niemanden, es getraut ſich ohnehin Niemand ſie zu kaufen. Ich gebe Dir, was kein Anderer gibt — fünftauſend Piaſter.«

»Es ſey,« entgegnete der Ausrufer, indem er das Mädchen wieder verſchleierte; »bringe das Geld und nimm dann das Mädchen; — das Weitere iſt deine Sache.«

Halil holte den Geldbeutel, und übergab ihn dem Ausrufer; es fehlte auch nicht ein Piaſter; der Ausrufer legte nun die Hand Halils in die der Odaliske und eilte fort.

Halil Patrona ſchloß ſogleich ſeinen Kaufladen, nahm die Odaliske bei der Hand und führte ſie nach ſeiner ärmlichen, entlegenen Behauſung.

Das Mädchen ſprach auf dem ganzen Wege keine Sylbe.

Als Halil in ſeiner Stube angelangt war, ſetzte er das Mädchen neben den Herd hin und ſagte dann in mildem, freundlichem Tone:

»Sieh, das hier iſt mein Haus; was Du darin ſiehſt, gehört mir und — Dir; freilich iſt das nur ſehr wenig, dafür ſind wir aber auch Niemanden etwas davon ſchuldig, — Geſchmeide, Weihrauch, findeſt Du bei mir nicht,

aber Du kannſt frei umhergehen und brauchſt Dich nicht zu ſcheuen, Jemanden ins Geſicht zu ſchauen. Hier haſt Du zwei Piaſter, bereite für uns Beide ein Abendeſſen.«

Der arme Muſelmann eilte ſodann wieder nach dem Bazar zurück und ließ das Mädchen allein; er ſelbſt kehrte erſt am Abende heim.

Gül-Bejaze hatte ihm unterdeſſen das Abendeſſen bereitet, wozu die zwei Piaſter vollkommen hinreichten; Halils Teller ſtellte ſie auf die Matte, ſie ſelbſt ſetzte ſich auf die Schwelle.

»Nicht ſo! Setze Dich hierher zu mir!« ſagte Halil, und erfaßte die bebende Hand der Odaliske; ſie mußte ſich neben ihn ſetzen, er legte ihr von ſeinem Pilaf vor und bat ſie zu eſſen. Die Odaliske gehorchte. Noch hatte ſie kein Wort geſprochen; erſt als das Abendmahl verzehrt war, wendete ſie ſich zu Halil und ſtammelte kaum vernehmbar:

»Seit fünf Tagen habe ich nichts gegeſſen.«

»Seit fünf Tagen?« rief Halil erſtaunt. »Entſetzlich! Und wer hat Dich ſo gemartert?«

»Ich ſelbſt, — ich wollte ſterben.«

Halil ſchüttelte den Kopf.

»So jung und ſchon ſterben wollen! Aber jetzt willſt Du doch nicht mehr ſterben?«

»Das ſiehſt Du wohl.«

Halil gewann das Mädchen recht herzlich lieb; er hatte nie Jemanden gehabt, den er lieben konnte, und als ihm das Mädchen nun ſo gegenüber ſaß mit den ſchönen, aber ſchweigſamen Lippen, mit den großen dunklen Wimpern, welche das weiße Antlitz beſchatteten, glaubte er eine Fee vor ſich zu ſehen, durch deren Zaubermacht er ſein ganzes Weſen ſich erneuen, verjüngen fühlte.

Halil konnte ſich nicht erinnern, ſich jemals gefreut, jemals das Pochen ſeines Herzens vernommen zu haben, und jetzt, da er das ſchöne Mädchen bei ſich ſitzen ſah, pochte das Herz ſo laut, freute er ſich ſo inniglich; er fühlte, wie wahr der Dichter ſinge: »Es gibt zwei Welten, eine unter der Sonne, die andere im Herzen des Weibes.«

Lange betrachtete er, in ſtummes Entzücken verſunken, das reizende Antlitz, die bezaubernden Augen, die wunderbare Hourigeſtalt ſeiner Sclavin — es war Alles, Alles ſo ſchön an ihr. Und wenn er daran dachte, daß all dieſe Schönheit ſein, daß er der Herr, der Beſitzer dieſes Weſens ſey, welches auf ſein Geheiß an ſeine Bruſt ſinkt, ihn mit der Nacht ihres Haares überdeckt, mit ihren ſammtweichen Armen umſchlingt, — wenn er bedachte, daß dieſe Lippen nicht nur roth, ſondern auch ſüß, daß dieſer Buſen nicht nur ſchneeweiß ſey, ſondern auch ein glühendes Herz berge, — ach, da vergingen ihm die Sinne vor Sehnſucht und Entzücken!

Und doch wußte er nicht, wie er ſie anreden ſolle . . . er hatte noch nie eine Sclavin gehabt, und fand kein Wort, das er ihr ſagen konnte! An ſüße Schmeichelworte war ſeine Zunge nicht gewohnt; den Ton, den ſie anſchlagen muß, um die Liebe eines Weibes zu wecken, kannte er nicht.

»Gül-Bejaze!« flüſterte er leiſe.

»Was befiehlſt Du, o Herr?«

»Ich heiße Halil. — Nenne mich ſo.«

»Was befiehlſt Du, Halil?«

»Frage nicht, was ich befehle . . . ſetze Dich näher zu mir . . . noch näher.«

Das Mädchen ſetzte ſich näher, dann ganz nahe neben ihn.

Und nun wußte Halil erſt recht nicht, was er ihr ſagen ſolle.

Das Mädchen ſchien traurig und gleichgiltig, aber es weinte nicht, wie Sclavinnen ſonſt zu thun pflegen. Halil hätte es gerne gehabt, wenn das Mädchen geſprochen, wenn es ihm ſeine Lebensgeſchichte erzählt, den Grund ſeiner Schwermuth entdeckt hätte, — dann hätte vielleicht auch er eher die paſſenden Worte gefunden, ihr Herz hätte ſich dem Troſte, und dann vielleicht auch der Liebe erſchloſſen.

»Sage mir, Gül-Bejaze, wie kam's, daß Dich der Sultan im Bazar ſo ſchimpflich feilbieten ließ?«

Die Odaliske betrachtete Halil mit ihren großen ſchwarzen Augen, zwei großen ſchwarzen Sonnen, und ſah ihn lange ſtarr und traurig an.

»Das wirſt Du wohl ſelber wiſſen,« entgegnete ſie flüſternd.

In der Nähe dieſer mächtigen, verſengenden Flamme fühlte auch Halil ſein Herz immer höher erglühen, dieſe Fülle von Schönheit blendete ſein Auge, berauſchte ſeine Sinne; er erfaßte die Hand des Mädchens und drückte ſie an ſeine Lippen . . . dieſe Hand war ſo kalt . . . deſto mehr Grund, ſie an ſeinen Lippen, an ſeinem Buſen zu erwärmen, aber die Hand blieb kalt, kalt wie die eines Todten.

Sollte auch die Lippe, auch der Buſen ſo eiskalt ſeyn?

Von Leidenſchaft trunken umarmte Halil die Jungfrau, und wie er ſie an ſeine Bruſt zog und an ſich drückte, ſo lang, ſo ſüß, da flüſterte ſie leiſe vor ſich hin:

»O heilige Jungfrau Maria!«

Das lange ſchwarze Haar des Mädchens umflutete die Stirne, und als Halil es bei Seite ſchob, um zu ſehen, ob das bleiche weiße Antlitz durch die Umarmung röther geworden, da fand er es noch weißer, noch bleicher . . . Jedes Lebenszeichen war entſchwunden, die Augen waren geſchloſſen, die Lippen blau und krampfhaft aneinander gepreßt . . . Todt, todt, todt!

Halil konnte das nicht glauben. Er wähnte, das Mädchen verſtelle ſich nur; er legte die Hand an den ſchönen Buſen . . . es pochte nichts darin . . . alle Empfindung war entſchwunden . . . Halil durfte machen, was er wollte . . . er hielt einen Leichnam umſchlungen.

Auf die verzehrende Glut der Leidenſchaft folgte plötzlich ein eiſig kalter Schauer, der Halil's Gebeine durchrieſelte; zitternd legte er das Mädchen nieder und flehte mit zitternder Stimme:

»O erwache, erwache, ich thue Dir nichts zu Leide!«

Der leichte Kaftan war vom Buſen des Mädchens herabgeglitten, er zog ihn wieder hinauf und betrachtete angſterfüllt das ſchöne Antlitz.

Nach wenigen Augenblicken öffneten ſich die Lippen des Mädchens mit einem tiefen Seufzer, dann erſchloſſen ſich auch die großen dunklen Augen wieder, die Lippen fanden nach und nach die frühere Röthe, die Augen den zaubervollen Glanz wieder, — neues Leben durchzuckte das ſchneeige Antlitz und der üppige Buſen hob ſich wieder wie zuvor.

Sie ſtand vom Teppiche auf, wohin ſie Halil gelegt hatte, und machte ſich daran, das umherliegende Eßgeſchirr wegzuräumen. — Halil vermochte ſich von ſeinem Erſtaunen noch immer nicht zu erholen.

Nach einigen Augenblicken ſprach ſie zu ihm ernſt und leiſe:

»Jetzt weißt Du, warum mich der Padiſchah im Bazar ſo ſchimpflich feilbieten ließ. In dem Augenblicke, wo mich der Arm eines Mannes umſchlingt, bin ich todt und bleibe todt, bis er mich wieder losläßt, bis ſeine Lippe erkaltet und ſein Herz ſich ſchaudernd von mir wendet. Ich heiße dann nicht Gül-Bejaze, die weiße Roſe, — ich heiße Gül-Ölü, die todte Roſe.«

III.

Sultan Achmet.

Die Sonne ſchien bereits durch die Fenſter des Serails; die beiden Ulemas, welche mit dem Sultan zu beten pflegten, hatten ſich eben entfernt; der Kapu Agaßi (Oberſtthürhüter) und Anaktar Oglan (oberſter Schlüſſelbewahrer) beeilten ſich, die Thüren zu öffnen, durch welche der Sultan nach ſeinem Ankleideſaale ſchreitet, wo ſeiner die höchſten Perſonen ſeines Hofſtaates harren: der Khaß-oda Baſchi (oberſte Ankleidemeiſter), der Eſohodár, der dem Sultan das Oberkleid anlegt; der Dülbendar, der ihm den Shawl um die Hüften bindet; der Berber-Baſchi, der ihm den Kopf raſirt; der Ibrik-Daraga, der ihm die Hände wäſcht; der Peskirdſi-Baſchi, der ihm ſie wieder abtrocknet; der Serbedſi-Baſchi, der den Sorbeth bereit hält, und der Tirnakdſi-Baſchi, der ihm die Nägel ſchneidet. Alle dieſe Herren verbeugen ſich in tiefſter Demuth und

Verehrung bis an die Erde, wenn ſie des Padiſchahs anſichtig werden, der durch eine Unzahl kunſtvoll geſchnitzter Thüren nach ſeinem Ankleideſaale gelangt.

Es iſt dies ein einfacher ſechseckiger Saal, mit hohen goldvergitterten Fenſtern und ſeine ganze Schönheit beſteht darin, daß die Wände mit Amethyſt ausgelegt ſind, aus deſſen hyazinthfarbem Getäfel die Arabesken aus Topas und Dalmatin lebhaft hervorſchimmern. Der Padiſchah iſt ein beſonderer Liebhaber von Edelſteinen, an jedem Stückchen ſeines Anzuges funkeln Diamanten, Rubine und Perlen und an ſeiner Hand iſt vor lauter ſchimmernden Ringen kaum ein Finger zu ſehen. Dieſe Pracht macht ihm ungemein viel Vergnügen und ſein Geſicht ſteht auch mit dieſen Herrlichkeiten im ſchönſten Einklange; es iſt ein ſanftes, freundliches, leuchtendes Antlitz, wie wenn ein Vater unter ſeine Kinder tritt. Seine großen ſchwärmeriſchen Augen ruhen ſanft auf Jedem, den er anblickt, keine Falte durchfurcht ſeine Stirne und läßt beinahe mit Beſtimmtheit ahnen, daß er ſie nie zu runzeln, nie in Zorn zu gerathen pflegt, ſein langer dichter ſchwarzer Bart hat auch nicht ein graues Haar und ſo deutet Alles darauf hin, daß der Mann keinen Kummer kennt, daß er ſich ſehr glücklich fühlt.

Und ſo iſt es auch. Seit ſiebenundzwanzig Jahren ſitzt er auf dem Throne. Während dieſer ſiebenundzwanzig Jahre mag in ſeinem Reiche manche Veränderung vorgegangen ſeyn deren er ſich zu freuen durchaus keinen Grund hatte. Aber Allah ließ ihm ein ſo glückliches Temperament zu Theil werden, daß er ſich um all dieſe traurigen Dinge nicht viel kümmerte, ſondern, wie jeder Weiſe ſich deſſen freute, was wirklich erfreulich war; er liebte ſchöne Blumen und ſchöne Frauen und beſaß auch von beiden eine beträchtliche Aus-

wahl. Sein Garten war ſchöner, als zur Zeit des »glänzenden« Soliman und daß auch ſein Serail nicht ganz freudenleer war, bewies der Umſtand, daß er bis zur Stunde bereits glücklicher Vater von einunddreißig Kindern war.

Heute muß er beſonders angenehm geträumt haben, oder waren die Mährchen, die ihm die Sultana Aſſzeki (Favorite), die unübertrefflich ſchöne Aldſchaliß erzählte, gar ſo ergötzlich, oder war über Nacht irgend eine ſeiner Lieblingstulpen aufgeblüht, — denn er reicht gnädiglich einem Jeden die Hand zum Kuſſe dar und als ihm der Berber Baſchi das Kiſſen zurecht legt, klopft er ihn huldvoll auf die zum Platzen feiſten rothen Wangen, welche ſich der ehrſame Baſchi noch zur Zeit ſeiner Praxis als Barbiergeſelle in Zara erwirthſchaftet und ſeitdem ſo ſorgfältig und erfolgreich gepflegt hat, daß ſich daraus das vollendeteſte Berberbaſchi-Geſicht von der Welt herausbildete.

»Allah ſtehe Dir bei, damit dein Mund ſich nie über deine Hand zu beklagen habe, wackerer Berber Baſchi. Was iſt ſeit geſtern Neues vorgefallen?«

Die Berberbaſchi's ſcheinen ſomit auch in Stambul die Tagesereigniſſe mit beſonderer Aufmerkſamkeit zu verfolgen und ſich zur Beſeitigung der Langweile, von welcher das Raſiren begleitet iſt, ihren Kunden zum Beſten zu geben.

»Wenn Du es der Mühe werth findeſt, Großmächtigſter und Gnädigſter, in deine, himmliſcher Muſik würdigen Ohren das aufzunehmen, was dem unwürdigen Munde deines allerniederſten Dieners entfährt, ſo will ich Dir das Neueſte erzählen, was ſich in Stambul zugetragen.«

Der Sultan ſpielte mit ſeinen Ringen, die er von einem Finger an den andern ſteckte.

»Du haſt mir befohlen, allergnädigſter Padiſchah,« ſagte der Berber Baſchi, indem er den perlenbeſetzten Kauk (Turban) vom Kopfe des Großherrn herabwand, »ich ſolle mich erkundigen, was aus Gül Bejaze geworden, ſeit ſie deinen Harem verließ? Von Früh bis Abend und von Abend bis Früh eilte ich von Haus zu Hauſe, forſchte, horchte, ſpionirte, meditirte, miſchte mich verkleidet unter die Kaufleute, fing mit ihnen ein Geſpräch an, ſchnüffelte an allen Ecken und Enden herum und erfuhr endlich die ganze Geſchichte. Lange wagte es Niemand die Odaliske zu kaufen, denn was der mächtigſte Beherrſcher der Welt wegwirft, das ſoll Niemand aufheben und wo er die Aſche aus ſeiner Pfeife klopft, da muß Jeder ehrerbietig ausweichen, um nicht darauf zu treten. Aber dennoch fand ſich ein kecker Mann, den die Schönheit des Mädchens beſtach und der es vom Ausrufer um fünftauſend Piaſter erſtand. Das war ſein ganzes Vermögen und auch dieſes hat er auf eine ganz eigenthümliche Art von einem fremden Fleiſcher bekommen.«

»Wie heißt der Mann?«

»Halil Patrona.«

»Was geſchah weiter?«

»Er führte die Sclavin nach Hauſe, deren Schönheit wohl Jeden entzücken muß, der nicht weiß, was im Kiosk des Kiaja Beg und des Großveziers Damad Ibrahim, dann im Harem des bleichen Prinzen vorgefallen. Es iſt Hochgenuß, ſie zu ſehen, ein Weib, alle Sinne zu berücken, wenn man noch nicht weiß, daß dieſe Blume nur zum Betrachten, nicht zum Pflücken da iſt, daß dieſe herrliche, alle Houris des Paradieſes beſchämende Geſtalt plötzlich ſtarr und todt wird, wenn die Hand eines Mannes ſie be-

rührt und daß ſie aus dieſer Todeserſtarrung weder durch das ſonnengleich erwärmende Antlitz des Padiſchah, noch durch den Zorn des Großveziers, noch durch die Peitſchenhiebe der Sultana Aſſzeki, noch durch die Bitten des bleichen Prinzen erweckt werden konnte.«

»Und haſt Du Dich erkundigt, was mit dem Mädchen noch weiter geſchah?«

»Geprieſen ſey jedes Wort, das deine erhabenen Lippen an mich richten, o mächtiger Padiſchah! Ja, ich habe mich erkundigt. Der arme Krämer führte die Sclavin nach Hauſe und freute ſich noch, daß er all ſein Geld für ſie hingegeben. Er ließ ſie neben ſich ſetzen, nachtmahlte mit ihr; dann wollte er ſie umarmen, zog ſie an ſeine Bruſt und das Mädchen ſank ihm todt in die Arme, wie ſie es jedesmal thut, wenn ein Mann ſie berührt; ſie ſpricht dann zugleich ein räthſelhaftes Zauberwort, vor dem der Prophet jeden Rechtgläubigen bewahren möge; ich glaube, es iſt der Name jener Heiligen, deren Bild die Giaurs an ihre Fahnen ſtecken und die ſie anrufen, wenn ſie zum Kampfe gegen die Rechtgläubigen ziehen.«

»Und war der Käufer erzürnt?«

»Nein, er blieb ganz ruhig und läßt das Mädchen ſeit der Zeit unangetaſtet. Er betrachtet ſie wie eine übermenſchliche Erſcheinung, wie eine Geiſtesabweſende, der Niemand ein Leides thut. Sie geht in ſeinem Hauſe frei herum; Halil läßt ſie keinerlei grobe Arbeit verrichten, lieber thut er ſie ſelber und unter ſeinen Bekannten iſt bereits das Sprichwort gang und gäbe: Halil habe ſich eine Sclavin gekauft und ſey nun ſelber ihr Sclave geworden.«

»Das iſt wirklich ein merkwürdiger Fall,« ſagte der

Padiſchah, »gehe der Sache auch fernerhin nach und berichte mir immer, was vorfällt. Der Teßkeredſi Baſchi (Secretär) ſoll Alles, was Du erzählteſt, zum ewigen Angedenken aufzeichnen.«

Der Berberbaſchi hatte während dieſer Erzählung ſeine amtliche Thätigkeit am Kopfe des Padiſchah beendigt; der Ibrikdar Aga wuſch ſodann dem Großherrn die Hände, der Peskiridſi Baſchi trocknete ſie ab; der Tirnakdſi Baſchi ſchnitt ihm die Nägel, der Dülbendar ſetzte ihm den perlengeſtickten Kauk wieder auf und wand ihm den Shawl um die Hüften, der Csohodar legte ihm den mit ſchweren Türkiſſen beſetzten Binis (Ueberwurf) an, der Szilihdar ſchnallte ihm den koſtbaren Säbel an, dann entfernten ſich Alle unter den üblichen Verbeugungen und nur der Khaß-Oda Baſchi und der Kapu Agaſſi blieben zurück.

Der Khaß-Oda Baſchi meldete, daß in der Vorhalle des Serails kniefälligſt zwei allerunterthänigſte Diener des Sultans harren, Abdullah der Obermufti und Dabad Ibrahim der Großvezier, welche in wichtigen Staatsangelegenheiten mit dem Sultan zu ſprechen wünſchten.

Der Sultan hatte noch nicht geantwortet, als durch die nach dem Harem führende Thüre der Kislar Aga (Oberſter der Eunuchen) eintrat, ein ehrſamer Schwarzer mit geſpaltenen Lippen, der das traurige Vorrecht beſitzt, im Harem des Sultans frei ein- und ausgehen zu können, wovon er übrigens ſehr wenig Genuß hat.

»Was wünſcheſt Du, mein treuer Diener Kislar Aga?« fragte der Sultan, ihm entgegengehend und ihn von der Erde aufhebend, wo er ſich niedergeworfen hatte.

»Allergnädigſter Padiſchah! Die Blume kann nicht

ohne die Sonne leben, die ſchönſte, duftreichſte Blume, die Sultana Aſſzeki wünſcht dein Antlitz ſehen zu dürfen.«

Bei dieſen Worten nahm Sultan Achmet eine noch mildere, lächelndere Miene an; er winkte dem Khaß-Oda Baſchi und dem Kapu Agaſſi ſich nach dem anſtoßenden Saale zurückzuziehen, dem Kislar Aga aber befahl er, die Sultana Aſſzeki vorzulaſſen.

Aldſchaliß war ein herrliches Mädchen aus Damascus; die Natur hatte ſie mit allen Schönheiten verſchwenderiſch überſchüttet; ihre Haut war weißer als Elfenbein und glatter als Sammt. Die dunkelſte Nacht war im Vergleiche zu ihren Haarlocken nur ein fahler Schatten und die Farbe ihres vollen lächelnden Antlitzes beſchämte das Morgenroth und die erblühende Roſe; wenn ſie Achmet mit den wundervollen Augen anblickte, in denen eine ganze Welt paradieſiſcher Freuden glühte, war es dem Padiſchah als durchzuckten mächtige Blitze unbeſchreiblicher Wonne ſein Herz, — wenn dieſe reizenden Lippen zu reden begannen, wer hätte da zu widerſprechen vermocht? Achmet gewiß nicht, — er nicht! »Verlange die Hälfte meines Reiches!« Das war die geringſte der Schmeicheleien, mit denen er ſie zu überſchütten pflegte. Wenn er ſie umarmen, wenn er in ihre feurigen Augen blicken konnte, wenn er ſie lächeln ſah, vergaß er Stambul und die Armee und den Krieg und die Geſandten der fremden Mächte, — und das war jedenfalls eine Segnung, welche ihm der Prophet beſchieden.

Die Favorite-Sultanin trat vor Achmet mit jenem verführeriſchen Lächeln, welches ſich noch jederzeit als unwiderſtehlich erwieſen, jede abſchlägige Antwort von den Lippen des Sultans ferne gehalten hatte.

Sie mußte ein ſehr dringendes Anliegen haben, denn

der Padiſchah hatte ſie erſt gegen Morgen verlaſſen, — welcher Traum mag ſie ſeither beſchlichen haben, den ſie nun verwirklicht zu ſehen wünſchte?

Der Sultan erfaßt ihre Hand und führt ſie zur purpurnen Ottomane, ſie ſetzt ſich ihm zu Füßen, umſchlingt mit ihren weißen Händen ſeine Kniee, ſchlägt dann das ſchöne Auge zu ihm auf und ſpricht:

„Ich komme von deiner Tochter, von der kleinen Emmina, ſie ſchickt mich zu Dir, damit ich ſtatt ihrer den Saum deines Kleides küſſe. So oft ich Dich ſehe, erhabener Chan, iſt's mir immer, als ſähe ich das Antlitz des Kindes und ſo oft ich das Kind betrachte, meine ich Dich ſelber vor mir zu ſehen. Sie gleicht Dir, wie der funkelnde Stern der glänzenden Sonne. Sie hat bereits drei Jahre zurückgelegt, hat das vierte angetreten und noch hat ſie keinen Mann. Heute Morgens, als Du dein Antlitz von mir abwandteſt, ſah ich nun folgenden Traum: deine drei Töchter Aiſah, Hadiſſza und Emmina ſaßen am Pfeilplatze unter prächtigen Zelten; es ſtanden drei Zelte neben einander, das eine war weiß, das andere violettfarb, das dritte naphtagrün; darunter ſaßen die Prinzeſſinnen in ſilbergeſtickte Kapanidſchas gekleidet, mit den runden Selmi's auf dem Haupte und mit jenen ſieben Glücksreifen geziert, welche dem Weibe Glück bringen: Iſtifan (Diadem), Halskette, Ohrgehänge, Ring, Gürtel, Armband und Spange.*) Neben ihnen ſtanden noch unzählige Zelte. Dreierlei blaue, dreierlei grüne für die Emirs, Defterdars, Reis Effendi's, Muderris und Scheikhs. Vor dem Serail aber waren drei

*) Dieſe ſieben Gegenſtände werden als Brautgeſchenk gegeben.

hohe Palmenbäume aufgeſtellt, welche, auf großen Rädern ruhend, von Elephanten gezogen wurden, und drei Gärten, worin alle Blumen aus Zucker waren. Nun begannen die Hochzeitsfeierlichkeiten; nach dem Handkuſſe vollzog der Obermufti die Trauung, wobei der Kiaja den Bräutigam und der Kislar Aga die Braut vorſtellte. Dann kamen die Beiſtände mit den Hochzeitsgeſchenken, hundert Kameele mit Obſt und Blumen, ein Elephant mit Gold, Juwelen, und prächtigen Schleiern beladen, zwei Eunuchen brachten mit Smaragden ausgelegte Spiegel und die Miri-Achors (Stallmeiſter) prächtig geſattelte Pferde. Hierauf kam das prächtige Gefolge des Großveziers, welches das Auge der Zuſchauer ergötzte, dann ließ man in einem Zelte hölzerne Männer und einen lebendigen Centauren ſpielen; hierauf folgten egyptiſche Schwert- und Reiftänzer, indiſche Gaukler und Schlangenabrichter; endlich verlas der Mufti einen Vers aus dem Koran und erklärte ihn dem Volke. Dann kamen Leute aus dem Arſenal, welche auf großen Walzen eine ganze Segelgaleere daher rollten, dann die Topidzſi's (Artilleriſten), welche gleichfalls auf Walzen eine Feſtung ſammt Kanonen ſchleppten und aus letzteren feuerten. Hierauf folgte der merkwürdige Tanz der egyptiſchen Opiumeſſer, dann producirten Affen und Bären allerlei ſpaßige Dinge, dann zogen die Zünfte vorüber, hierauf folgte ein Schmaus der Janitſcharen, endlich das Palmenfeſt, wo die Palmen ſammt den zuckernen Gärten bis ans Thor des Serails geſchoben wurden, und das Lampenfeſt, wobei zehntauſend farbige Lämpchen zwiſchen zwanzigtauſend blühenden Tulpen ſtanden, ſo daß man nicht wußte, ob die Lampen blühen oder die Tulpen leuchten. Die Kanonen des Rumili Hiſſar und Anatoli Hiſſar erdröhnten und der Bosporus

ward zum Flammenmeer von den ſtrahlenden Schiffen und dem funkelnden Feuerwerke; das war der Traum deiner unterthänigſten Sclavin am 12. Dſchemachir (15. Juni), welcher für die Osmanlis ein Glückstag iſt.«

Jeden Andern hätte die Erzählung eines ſolchen Traumes zum Sterben gelangweilt, Achmet aber fand ein unbeſchreibliches Vergnügen daran, — Feſtlichkeiten waren ſeine höchſte Luſt und durch nichts ließ ſich ſeine Gunſt ſo leicht gewinnen, als durch einen neuen unerhörten Pomp, von dem ſeine Vorgänger keine Ahnung hatten. Aldſchaliß hatte es einzig und allein dadurch zur Favorite-Sultanin gebracht, daß ſie das Tulpen- und Lampenfeſt erſann, welches alljährlich gefeiert wurde; nun war das Palmenfeſt wieder eine neue Idee und das der zuckernen Gärten ebenfalls. Entzückt umarmte Achmet die Sultane, er ſchwur ihr dieſen Traum zu verwirklichen und ließ ſie dann wieder nach dem Harem zurückkehren.

Nun ließ der Kislar Aga die zwei außen harrenden Großwürdenträger des Reiches eintreten. Voran ging der Obermufti, hinter ihm der Großvezier Damad Ibrahim, beide mit langen ſchneeweißen Bärten, Beide ernſte achtunggebietende Greiſe.

Sie warfen ſich vor dem Sultan nieder, küßten den Saum ſeines Kleides und blieben am Boden liegen, bis der Padiſchah ſie aufhob.

»Was führt Euch nach dem Serail, Ihr wackern Großen meines Reiches?«

Der Obermufti nahm zuerſt das Wort.

»Allergnädigſter, mächtigſter Herr! Vergib uns, daß wir die Freuden deines Lebens durch unſere ernſten Worte ſtören, denn iſt auch der Schlaf ein Glück, ſo iſt doch wa-

chen immer beſſer als ſchlafen, und wer ſich eine Gefahr verbirgt, beſtiehlt ſich ſelbſt. Du weißt, großmächtigſter Padiſchah, daß es Allah vor einigen Jahren gefallen hat, Perſiens geſetzlichen Fürſten, den Schah Tamaſip, durch den Rebellen Esref aus ſeiner Hauptſtadt vertreiben zu laſſen, der Fürſt mußte fliehen, ſeine Mutter, in Lumpen gekleidet, als gemeine Magd zu Iſpahan ihr Leben friſten. Die osmaniſchen Waffen durften den Uſurpator nicht unangefochten auf dem Throne ſitzen laſſen; deine ſiegreichen Heere, vom Vezier Ibrahim und von Nuuman Küprilizade, dem Nachkömmling des »tugendſamen« Küprili, befehligt, riſſen Kermandſchahan von Perſien los und verleibten es deinem Reiche ein; aber dem Propheten gefällt es oft, Wunder geſchehen zu laſſen; plötzlich taucht der völlig verſchollene Schah Tamaſip mit einer Hand voll Truppen wieder auf und ſchlägt in drei Schlachten bei Damaghan, Derechar und Iſpahan den Chan Esref auf's Haupt, der auf der Flucht von Pferden zertreten wird. Nun beanſprucht der rückgekehrte Fürſt die von uns in Beſitz genommenen Provinzen und ſein Heerführer Szaſikuli-Chan rückt mit einer zahlreichen Armee gegen Küprilizade ins Feld. Ein dunkler Fleck droht die Sonne der osmaniſchen Waffen zu trüben. Mächtigſter Herr! Laß deinem Ruhm dieſe Schmach nicht anhaften; ich und der Großvezier wir haben bereits eine Heeresmacht geſammelt, die an den Geſtaden des Bosporus ſteht, jeden Augenblick bereit zu Schiffe zu gehen; Geld und Proviant ſind an Nuuman auf tauſendfünfhundert Kameelen nach der Grenze vorausgeſchickt worden. Es bedarf nur eines Wortes von Dir und das ganze Land wird ein bewaffneter Arm, deſſen Streichen eine ganze Welt erliegen müßte, — ein Wink von deinen Augen und die Streiter werden aus

dem Boden wachſen, als ob alle ſeit vier Jahrhunderten gefallenen osmaniſchen Helden ihren Gräbern entſtiegen, um die Fahne des Propheten zu ſchirmen; aber Du mußt zuerſt dieſe Fahne ſchwingen, erlauchter Padiſchah, nur deine Gegenwart vermag unſeren Waffen den Sieg zu verleihen; darum ermanne Dich, umgürte deinen Leib mit dem Schwerte Mahomets, tritt mitten unter deine getreuen Krieger, welche ſich darnach ſehnen, dein Antlitz zu erblicken, wie Einer, dem die Nacht zu lange währt, den der Schlummer flieht, ſich nach dem Aufgang der Sonne ſehnt.«

Achmet blickte den Sprechenden ſo mild an, als hätte er die ganze Zeit über, während welcher dieſer ſprach, an ganz andere Dinge gedacht und kein Wort von dem gehört, was ihm in dieſem Augenblicke geſagt wurde.

»Meine treuen Diener,« ſagte er endlich mit freundlichem Lächeln, »der heutige Tag iſt für mich ein Glückstag; die Sultana Aſſzeki hatte heute Morgens einen Traum, der verwirklicht zu werden verdient; in den Straßen Iſtambuls war ein glänzendes Feſt, die ganze Stadt war erleuchtet, Lämpchen und Tulpen ſchimmerten in herrlichen Buchsbaumgärten und in den Höfen der Kioske am ſüßen Waſſer; bewegliche Palmen und zuckerne Gärten wurden auf den Plätzen umhergeführt, Galeeren und Feſtungen rollten auf mächtigen Walzen durch die Straßen. Der Traum iſt zu ſchön, ich rechne darauf, daß er verwirklicht wird.«

Der Obermufti kreuzte die Hände über die Bruſt und verneigte ſich:

»Allah akbar, allah kerim! Gott iſt groß und dein Wille geſchehe; wenn Du es befiehlſt, geht die Sonne ſtatt im Oſten im Weſten auf.«

Damit zog ſich der Oberprieſter zurück und ſchwieg.

Aber nun trat der greiſe Großvezier Damad Ibrahim vor, wiſchte ſich mit dem Zipfel ſeines Kaftans die Thränen aus den Augen, blickte den Padiſchah traurig an und ſprach:

»O Herr, Allah hat einen beſondern Tag für die Freude und einen beſondern für die Trauer beſtimmt; es iſt nicht gut dieſe Tage mit einander zu verwechſeln. Im Augenblicke haben wir gar keinen Grund zur Freude, wohl aber zur Trauer. Aus allen Theilen des Reiches kommen Trauerbotſchaften, wie ſchwarze Raben, wenn ein Gewitter naht; Feuersbrünſte, Epidemieen, Erdbeben, Ueberſchwemmungen, Stürme erfüllen allenthalben das Volk mit Angſt und Schrecken. Erſt dieſe Woche brannte einer der ſchönſten Theile Stambuls am Chodſchabaſcha nieder, und vor kaum einigen Wochen die Vorſtadt Ejul längs des ganzen Ufers, während der andere Theil der Stadt zur Feier der Geburt des Prinzen Murad beleuchtet wurde. Zu Gallipoli fuhr der Blitz in eine Pulvermühle und ſechshundert Arbeiter flogen in die Luft. Der Bach Kiajadſchane ſchwoll in einer Nacht dergeſtalt an, daß er das ganze Thal der ſüßen Gewäſſer überſchwemmte und ſogar die Kanonen fortriß und erſt kürzlich tauchte neben der Inſel Santorin eine neue Inſel aus dem Meere empor, — ſie wächſt nun ſeit drei Monaten Tag für Tag und ſeit dieſer Zeit bebt und kracht Stambul fortwährend. O Herr, das ſind keine guten Zeichen für uns und wenn Du dem Rathe deiner Diener Gehör ſchenken willſt, ſo verordne ein allgemeines Faſten, Trauer- und Bettage ſtatt der Freudentage, denn wir gehen einer ſchlimmen Zeit entgegen. Ringsum ſteht der Feind an unſeren Grenzen, am Ufer der Ton (Donau), am Pruth, in den Bergen von Eriwan und vor den Inſeln, und wenn

jeder Muſelmann zehn Hände hätte, ſo müßte er jede Hand mit einem Schwerte bewaffnen, um dein Reich zu vertheidigen. Magſt Du meinem weißen Barte fluchen, magſt Du mich für meine Vermeſſenheit züchtigen, aber ich ſehe Stambul in Flammen, ſo oft es feſtlich erleuchtet wird, und dann rufe ich zu Dir und zum Propheten: O helft, helft!«

Achmet lächelte noch immer gnädig; als er antwortete, war ſein Ton ſüß wie Honig.

»Nicht wahr, mein wackerer Ibrahim, Du haſt einen Sohn, Namens Omar, der das vierte Lebensjahr bereits überſchritten hat? Auch ich habe eine Tochter, Emina, die bereits über drei Jahre alt iſt. So wahr ich lebe! Eher will ich mich nicht mit dem Schwerte des Propheten umgürten, nicht eher die Fahne der Gefahr ſchwingen, als bis die beiden Kinder miteinander vermält ſind. Längſt ſind ſie für einander beſtimmt, und die ſich fortwährend ſteigernde Zahl deiner Verdienſte beſchleunigt dieſe Verbindung nur noch mehr. Ich habe es der Sultana Aſſzeki zugeſchworen und ich kann nicht zurückſchwören, wie es die ungläubigen Feueranbeter machen, die ſich eines geleiſteten Schwures entbunden wähnen, wenn ſie ihn nach rückwärts herſagen. Das ziemt keinem Rechtgläubigen. Ich habe das Verlobungsfeſt zugeſagt und will, daß es mit aller Pracht gefeiert werde.«

Ibrahim ſeufzte; mit traurigem Herzen dankte er dem Großherrn für dieſen neuerlichen Beweis ſeiner Gnade, obwohl dieſe auch für ſpätere Zeiten hätte verſchoben werden können, da der Bräutigam erſt vier, die Braut drei Jahre alt war.

»Allah kerim! Gott laſſe deinen Schatten nie kürzer werden, großmächtigſter Padiſchah!« ſagte Damad Ibra-

him; dann küßten die beiden Greiſe dem Großherrn die Hand und gingen.

Am Thore des Serails blieb der Obermufti ſtehen und ſagte wehmüthig zum Großvezier:

»Es wäre beſſer für uns, wir wären nicht ſo alt geworden.«

Achmet aber eilte in Begleitung der Boſtandſchi's (Gärtner) in den Garten zu ſeinen Tulpen.

IV.

Der Sclave der Sclavin.

Der arme Halil Patrona war unterdeſſen »ſprichwörtlich« geworden; am Bazar nannte man ihn gar nicht mehr anders als den »Sclaven der Sclavin,« was ihm übrigens durchaus keinen Nachtheil, wohl aber viele neue Käufer brachte, da Jedermann den Muſelmann kennen lernen wollte, der eine für ſein ſchweres Geld erkaufte Sclavin nicht zu berühren wagte, vielmehr ſtatt ihrer alle häuslichen Arbeiten verrichtete, als ob er von ihr erkauft worden wäre.

In Patrona's Nachbarſchaft wohnte ein Janitſcharenveteran, Namens Muffzli, der aus Langeweile die edle Kunſt des Pantoffelflickens betrieb. Dieſer ſah Halil oft in mondhellen Nächten auf das Dach hinaufſchleichen, wo Gül-Bejaze ſchlief und dort — zwei Schritte weit von ihr ſitzend — Stunden, ja Nächte lang, bis zum Morgengrauen in Gedanken verſunken vor ſich hinſtarren; die Stirne an die Hand gelehnt, betrachtete, bewunderte er die herrliche Geſtalt, das blaſſe ſchöne Antlitz ... dann rückte er etwas näher,

und immer näher . . . endlich ſo nahe, daß ſeine Lippen von ihren Wangen kaum einen Gedanken weit entfernt waren . . . aber plötzlich zog er wieder den Kopf zurück, und wenn die Sclavin dann und wann erwachte, winkte er ihr, ſie möge ruhig weiter ſchlafen, es ſtöre ſie Niemand.

Halil kümmerte ſich um all das Gerede der Leute nicht; er war wohl noch etwas bläſſer denn ſonſt, aber wenn ſich Jemand in ſeiner Gegenwart einen Scherz mit ihm erlaubt hätte, würde er ihm ſicherlich bewieſen haben, daß ſeine Arme nicht ſchwächer ſeyen, als zuvor.

So ſaß er eines Tages in der Thüre ſeines Ladens, ohne auf die Vorübergehenden zu achten; er blickte in die Höhe, weit, weit über die Köpfe der Leute hinweg, — als Jemand, der ganz leiſe heran getreten war, ihm freundlich zurief:

»Mein lieber Hauswirth!«

Patrona ſah ſich um und erkannte Janaki, ſeinen räthſelhaften Gaſt.

»Ah, biſt Du's, mein Gaſt? Ich habe Dich zwei volle Tage geſucht, nachdem Du mein Haus verlaſſen hatteſt; ich wollte Dir deine fünftauſend Piaſter zurück geben; 's war eine große Narrheit von Dir, mir ſie zu ſchenken. Aber jetzt . . . jetzt ſuche ich Dich nicht mehr, denn ich habe bereits das ganze Geld ausgegeben.«

»Es freut mich, Halil, dies von Dir zu hören, ich hoffe Du wirſt Dir deine Lage wenigſtens einigermaßen verbeſſert haben; darf ich wieder auf einen Tag lang dein Gaſt ſeyn?«

»Mit Vergnügen; nur mußt Du mir zwei Dinge verſprechen: erſtens daß Du keinerlei Finte gebrauchen wirſt, um mir etwas zu bezahlen, was ich Dir umſonſt gebe;

zweitens daß Du nicht über Nacht bei mir bleibſt, ſondern für dieſe Zeit zu meinem wackeren Nachbar Mußli hinüber wanderſt, der auch eine Junggeſellenwirthſchaft führt, nebenbei Pantoffel flickt und im Ganzen ein recht ehrenwerther Mann iſt.«

»Und warum kann ich denn nicht bei Dir übernachten?«

»Weil ich jetzt nicht mehr allein bin; ich habe eine Sclavin bei mir.«

»Ja, was liegt denn daran? Ich ſchlafe auf dem Dache und Du mit der Sclavin unten in der Stube.«

»Das geht nicht, Janaki! das geht nicht.«

»Und warum ſollte das nicht gehen?«

»Lieber ſchlafe ich in einer Grube, in welche ein Tiger geſtürzt iſt, lieber in der Höhle des Nilpferdes, lieber in einem Kahne, der von Kaimans und Krokodilen wimmelt, lieber brächte ich eine Nacht in einem Keller voll Scorpionen und Scolopendern oder im Thurm von Szurem zu, wo alle böſen Geiſter ein und ausgehen, lieber ſetze ich mich vierundzwanzig Stunden lang einem lebendigen Baſilisken gegenüber, als daß ich eine Nacht mit jener Sclavin in einer Stube zubrächte.«

»Du ſetzeſt mich in Erſtaunen, Halil! Am Ende biſt gar Du jener ſeltſame Muſelmann, von dem ich ſchon in Pera gehört, der eine Sclavin gekauft und nun ihr Sclave geworden?«

»Ja, der bin ich . . . aber es iſt beſſer, wir reden nicht weiter davon. An all dem ſind deine fünftauſend Piaſter Schuld, ſeit der Zeit tauge ich zu nichts mehr; ich weiß nicht, wo mir der Kopf ſteht. Meinen Kunden gebe ich auf ihre Fragen mitunter Antworten, daß ſie mir helllaut

ins Geſicht lachen . . . Laß uns lieber von deiner Angelegenheit ſprechen; haſt Du deine Tochter ſchon gefunden?«

Nun kam an Janaki die Reihe zu ſeufzen.

»Ich ſuchte ſie überall und habe ſie nirgends gefunden.«

»Ja, wie haſt Du ſie denn verloren?«

»An einem Samſtag Abends machte ſie mit einigen ihrer Gefährtinnen eine Luſtfahrt auf dem Marmorameere. Geſang und Lautenſpiel der Mädchen lockten einen türkiſchen Piraten herbei, der mitten im friedlichen Lande die Mädchen raubte und ſie ſo insgeheim zu verkaufen wußte, daß es nicht möglich war, ihm auf die Spur zu kommen. Ich möchte beinahe glauben, die Mädchen ſeyen nach dem Serail des Sultans gebracht worden.«

»Na, da bekommſt Du ſie ſicher nicht wieder zurück.«

Janaki ſeufzte tief, ſchüttelte traurig den Kopf und fragte dann:

»Du glaubſt alſo, ich könnte ſie nie wieder bekommen, wenn ſie wirklich dahin gebracht wurde?«

»Nie, es müßte denn den Janitſcharen oder den Debedſchis oder den Boſtandſchis eines ſchönen Morgens einfallen, den Sultan abzuſetzen.«

»Aber, Halil, wer würde es wagen, dergleichen auch nur zu denken?«

»Ich würde es wagen, wenn meine Tochter wider meinen und ihren Willen im Harem wäre . . . aber das verſtehſt Du nicht, Janaki . . . Du haſt nie anderes Blut vergoſſen, als Ochſen- und Kälberblut; nur eines ſage ich Dir: wäre ich ein ſo reicher Mann wie Du, ich wüßte mir meine Tochter ſelbſt aus dem Serail zu holen. Reichthum iſt noch weit mächtiger als Tapferkeit.«

»Um Gottes willen ſprich nicht ſo laut; einer deiner Nachbarn könnte es hören und mich erſchlagen, um mir mein Geld abzunehmen; denn ich trage viel Geld bei mir und lebe daher in beſtändiger Angſt, daß mir's Jemand nimmt. Vor dem Bazar harrt meiner ein Diener mit einem Maulthiere, das zwei Schläuche getrockneter Pflaumen trägt. Dir kann ich's ſagen, daß dieſe Schläuche zur Hälfte mit Gold gefüllt und die Pflaumen nur oben darauf gelegt ſind. Ich möchte ſie gerne bei Dir aufbewahren laſſen. Nicht wahr, deine Sclavin nimmt nichts davon?«

»Da kannſt Du ganz beruhigt ſeyn; ſage ihr, ſie ſoll die Schläuche nicht anſchauen und ſie ſchließt die Augen, ſo oft ſie daran vorüber geht.«

Patrona ſchloß nun ſeinen Laden und führte den Gaſt nach Hauſe; unterwegs ſprach er auch bei ſeinem Nachbarn, bei dem pantoffelflickenden Janitſcharen ein, der gerne bereit war, Halil's Gaſt für die Nacht bei ſich zu beherbergen. Halil erwiederte dieſe Freundlichkeit dadurch, daß er den wackeren Nachbar auf eine Portion Pilaf und ein paar Gläſer »verbotenen Getränkes« einlud, was ſich der Janitſchar nicht zweimal ſagen ließ.

So traten ſie in Halil's Haus.

Gül-Bejaze ſtand eben am Herde und kochte das Abendeſſen für Halil; als dieſer mit dem Gaſte eintrat, wandte ſie ſich um.

In dieſem Augenblicke ſtieß der Grieche einen durchdringenden Schrei aus, ſchleuderte ſeine Mütze in die Höhe, ſtürzte dann zur Sclavin hin, überſchüttete ihre Hände, ihre Arme, ihre weißen Wangen mit Küſſen . . . das Mädchen aber ſank an ſeine Bruſt, beide weinten und

»mein Kind!« »mein Vater!« war Alles, was die bebenden Lippen zu ſprechen vermochten.

Halil ſchaute ganz verdutzt drein.

Janaki aber lag noch immer auf den Knieen, er erhob die Hände gen Himmel und dankte dem Herrn, daß er ſeine Schritte hierher gelenkt.

»Allah akbar, der Name des Herrn ſey geprieſen!« ſagte endlich Patrona, näher tretend. »Sie iſt's alſo, die Du ſo lange geſucht und bei mir findeſt Du ſie wieder? Danke deinem Gott, denn unentweiht erhältſt Du ſie aus meinen Händen wieder.«

»Nein, nein, Halil, nicht ſo!« rief der Vater mit freudeſtrahlendem Antlitze. »Du ſollſt mir ſie nicht wieder geben, ſie bleibt für immer hier bei Dir. Ich könnte dreimal von einem Ende der Welt bis zum andern reiſen, und fände für ſie doch keinen ſolchen Mann, wie Du biſt; darum ſprich, was verlangſt Du als Löſegeld? Ich bezahle Dir's und lege ſie dann als freies Weib in deine Arme.«

Halil überlegte nicht lange, was er als Löſegeld verlangen ſolle, er warf einen Blick auf Gül-Bejaze's lächelnde Lippen; ein Kuß von dieſen war Alles, was er verlangte.

Janaki nahm die Hand des Mädchens und legte ſie in die des Muſelmanns.

Schon hielt Halil die heiße weiche Hand in der ſeinen, ſchon fühlte er ihren beſeligenden Druck, er ſah die Jungfrau lächeln, ſah, wie ſie ihm die Lippen zum Kuſſe darbot, und noch traute er ſeinen Augen nicht, noch glaubte er, ſie werde in dem Augenblicke, wo ſeine Lippe ſie berührt, wieder hinſterben, werde wieder kalt und bleich werden, wie einſt . . . Erſt als Lippe an Lippe glühte, Buſen an

Buſen pochte, erſt als er den erwiederten Kuß, den raſchen Schlag des Herzens fühlte, erſt dann glaubte er an ſein Glück und nun drückte er ſie lange, lange an ſeine Bruſt und preßte ſeine Lippen an die ihrigen . . was war alle Wonne des Paradieſes gegen die Seligkeit dieſes Augenblickes?

Dann mußte ſich das Mädchen zwiſchen Vater und Gatten hinſetzen, jeder erfaßte eine Hand und des Schmeichelns und Umarmens war kein Ende; das Mädchen mochte ſich rechts oder links neigen, dem Küſſen und Herzen konnte es nicht entgehen; auch die Wange war nicht mehr ſo bleich, ſondern glühend roth, wie die verwandelte Roſe, auf welche Thisbe's Blut träufelte. Sie verſprach dem Vater und dem Gatten, ihnen viel, viel zu erzählen von Dingen, von denen ſie noch keine Ahnung hätten.

Außerhalb des Fenſters ſtand ein Mann, der durch das dünne Fliegengitter in die Stube blickte und Zeuge dieſer ganzen Scene geweſen — der ehrſame Berber-Baſchi!

So ſaßen ſie eben im Vollgenuß der Freude, als der vielgenannte Nachbar, der Janitſchare Muſſzli, den Kopf zur Thüre hereinſteckte. Beim Anblicke dieſes Familientableaus wollte er ſich ſogleich wieder entfernen, aber Halil hatte ihn bereits gewahrt und rief ihm fröhlich zu:

»Nur herein, nur herein, wackerer Nachbar! Mache keine Umſtände, Du ſiehſt ja, daß wir alleſammt heiter und luſtig ſind.«

Der Herr Nachbar trat ſachte herein und verbarg ſeine Hände ſehr ſorgfältig in die Falten ſeines Kaftans, weil ſich das Pech, trotz eifrigen Waſchens, noch nicht ganz von ihnen hatte trennen wollen; im Turban aber ſteckte noch

gravitätiſch die Ahle, die ſich ganz ſo wie ein Reiherbüſchel ausnahm; an den Füßen trug er, wie alle Schuſter, die allerſchlechteſten Pantoffel, die es nur geben kann.

Als er Gül-Bejaze in Halil's Armen und dieſen ſelbſt mit freudeſtrahlendem Antlitze ſah, ſchlug er verwundert die Hände zuſammen; es ward ihm ſogleich klar, daß hier große Dinge vorgegangen ſeyn mußten.

Halil nöthigte ihn ſich an den Tiſch zu ſetzen, drückte dann einen Kuß auf die Stirne des Mädchens und ſagte:

»Siehſt Du, lieber Nachbar, das hier iſt jetzt mein Weib; künftighin wird ſie mich lieben und ich werde nicht mehr der Sclave meiner Sclavin ſeyn. Dieſer ehrenwerthe Mann aber iſt der Vater meines Weibes; — begrüße Beide, dann ſetze Dich und iß und trinke mit uns!«

Der alte Janitſchare ging zuerſt zu Janaki, den er auf die Schulter küßte, dann näherte er ſich dem Mädchen, berührte mit der Hand erſt den Boden, dann ſeine Stirne und ließ ſich endlich auf die Kiſſen nieder, die ihm Halil herbeigetragen hatte.

Janaki ſchickte ſeinen Diener, der ihm gefolgt war, zum Paſtetenbäcker, Muſſzli aber lief ſchnell nach Hauſe, holte eine mit Silber ausgelegte Zither, welche er meiſterhaft zu ſpielen und dabei recht rührend zu ſingen wußte, und ſo verging Halil Patrona's Hochzeitabend recht luſtig unter Schmauſen, Singen und Küſſen.

Der ehrſame Berber-Baſchi ſchaute, wie geſagt, die ganze Unterhaltung vom Fenſter aus mit an und konnte ſich von ſeinem Erſtaunen gar nicht erholen, als er ſah, daß Gül-Bejaze weder von den Küſſen, noch von der Umarmung todt zuſammenſtürzte, wie ſie dies im Harem that. Ja, daß ſogar ihre Wangen ſich roſig färbten, wie

der Himmel, wenn der Hauch der Morgenröthe ihn berührt.

Endlich hielt ers vor Neugierde nicht mehr aus, er ſchlich ſich an die Thüre und trat ganz ſachte ein.

Der wackere Staatsbeamte hatte ſich als ſchlichter Holzhauer verkleidet und ſein Geſicht war viel zu dumm, als daß man in dieſer nichtsſagenden Kleidung eine Maskerade vermuthet hätte.

»Allah kerim! Salem aleikum!« ſagte er in demüthigem Tone. »Gott ſegne eure Unterhaltung, Ihr waret ſo luſtig, daß man's bis nach dem Friedhofe hinaus hörte, an dem ich eben vorüberging. Wenn's Euch nicht beleidigt, bliebe ich gerne hier, ſo lange Ihr mir's geſtattet; ich höre für mein Leben gern das Inſtrument, welches dieſer wackere Muſelmann ſo ſchön zu ſpielen verſteht, und die wunderlieblichen Märchen, welche von den Lippen dieſer dem Himmel entſtiegenen Houri klingen.«

Muſſzli war vom Weine berauſcht, Gül-Bejaze und Halil von der Liebe — ſie hatte gegen die Bitte des Fremden nichts einzuwenden; nur Janaki hatte weder vom Weine noch von der Liebe verkoſtet, er allein war nüchtern und flüſterte Halil zu:

»Sollte der Fremde nicht etwa ein Spion oder ein Dieb ſeyn?«

»Was fällt Dir bei?« entgegnete Halil leiſe, »Du ſiehſt ja, 's iſt ein ehrlicher Holzhauer . . . Setze Dich, wackerer Muſelmann, und halte mit uns.«

Der Berber-Baſchi gehorchte. Er aß und trank, als ob er drei Tage lang gefaſtet hätte und war ganz entzückt von Muſſzli's Zitherſpiel; mit aufgeſperrtem Munde horchte er deſſen Erzählung »von den Pantoffeln des Geizhalſes«

zu und lachte darüber, wie Einer, der dergleichen noch nie gehört hat.

»Aber jetzt erzähle Du uns etwas, ſchönſte der Frauen,« ſagte er dann zu Gül-Bejaze gewendet; dieſe küßte ihren Gatten, nippte aus dem vor ihr ſtehenden Glaſe, um ihre Lippen anzufeuchten, und erzählte:

»Es war einmal ein reicher Kaufmann — in Pera, Galata oder Damascus, ich weiß ſelber nicht mehr wo! Auch ſeinen Namen habe ich vergeſſen. Doch das thut nichts zur Sache. Der Mann hatte eine einzige Tochter, die er unausſprechlich liebte, der er jeden Wunſch erfüllte, die er ſelbſt gegen jeden Lufthauch ſorgſam bewahrte.«

»Weißt Du auch nicht wie das Mädchen hieß?« fragte der Berber-Baſchi.

»Doch ja! Sie hieß Irene, denn ſie war eine Griechin.«

Janaki erſchrak bei dieſen Worten: ſeine Tochter wollte vielleicht ihre eigene Geſchichte erzählen, denn auch ſie hatte in der Taufe den Namen Irene erhalten . . . welche Unvorſichtigkeit in Gegenwart eines fremden Menſchen!

»Irene machte eines Abends mit ihren Freundinnen eine Luſtfahrt auf dem Meere; die Mädchen ſangen und ſpielten die Laute dazu, das Wetter war ſchön, der Spiegel des Meeres glatt und wellenlos. Da tauchte plötzlich auf dem glatten Waſſerſpiegel das Segel eines Piratenſchiffes auf, welches geraden Weges auf den Kahn der Mädchen zuſteuerte; die Mädchen wurden als Gefangene fortgeſchleppt, ehe ſie noch das Ufer erreichen konnten . . .

»Arme Irene! Sie konnte ihrem liebenden Vater nicht einmal mehr ein letztes Lebewohl ſagen! Als das Schiff des Piraten pfeilſchnell über den Meeresſpiegel dahinflog, als die Stadt, in welcher ſie wohnte, immer tiefer und

tiefer hinab ſank, da füllten Thränen ihre Augen; ſie dachte daran, wie man ſie jetzt daheim erwarten, wie der Vater vor der Thüre ſtehen und jeden Vorübergehenden fragen werde, ob ſeine Tochter noch nicht komme. Er hatte ihr für dieſen Abend ein Feſt bereitet, alle Gäſte mußten ſchon beiſammen ſeyn, nur ſie, ſie fehlte noch. Dann geht er wohl hinaus nach dem Meeresufer, blickt über den klaren Waſſerſpiegel hin nach der endloſen Weite und fragt die Wellen, die an ihm vorüberrollen: »Könnt ihr mir nicht ſagen, wo mein Kind iſt?«

(Dem Vater wie dem Gatten traten unwillkürlich die Thränen in die Augen.)

»Aber ſo weinet doch nicht! Wie Ihr kindiſch ſeyd! Es iſt ja nur ein Märchen. Höret weiter. Der Pirat führte das geraubte Mädchen nach Stambul, geraden Weges zum Kislar-Aga, der die Sclavinnen für den Harem des Sultans anzukaufen pflegt. Der Handel war bald abgemacht; der Kislar-Aga bezahlte, was der Seeräuber verlangte und überlieferte Irene den Sclavinnen des Serails; dieſe führten ſie in ein duftendes Bad und lobten unabläſſig die Schönheit ihres Antlitzes und ihrer Geſtalt; aber Irene ſchauderte zuſammen, als ſie alle dieſe Lobeserhebungen vernahm. Sollte ihr der Himmel blos darum alle dieſe Reize verliehen haben, damit ſie ihnen als Opfer falle? Sie wäre lieber buckelig, einäugig, häßlich geweſen; ſie hätte ſich glücklich geſchätzt, blatternarbig zu ſeyn wie ein vom Hagel zerſchlagenes Blatt, ausſätzig, daß Jeder, der ſie ſah, vor ihr Ekel gefühlt, denn nun, ach, nun fühlte ſie vor ſich ſelber Ekel!

»Man legte ihr ſchöne Gewänder an, gab ihr diamantene Ohrgehänge, umgürtete ſie mit einem koſtbaren

Shawl, behing ihr Arme und Beine mit goldenem Geſchmeide und führte ſie ſo nach den geheimen Gemächern, wo die Frauen des Padiſchahs beiſammen waren . . . Dies Alles geſchah vor langer, langer Zeit, Gott weiß unter welchem Sultan, den nicht einmal unſere Väter gekannt haben.

»Glanz und Pracht, Blumen und Teppiche ſchmückten den ungeheueren Saal, deſſen Kuppel mit Edelſteinen ausgelegt war; der Boden beſtand aus lauter Perlenmutter und flimmerte und glitzerte, als wären Blumen und Vögel von der wunderbarſten Form aus den Trümmern eines zerbrochenen Regenbogens zuſammengefügt und auf den Boden gelegt worden, auf welchen deshalb auch keine Teppiche ausgebreitet werden durften. Damit ſich jedoch die Mädchen auf dem kalten Boden die Füße nicht erkälten, ſtanden kleine Schämelchen bereit, welche ſie ſich an die Füße banden und auf denen ſie im Saale herumſpazirten; man nennt ſie Kabkob.«

»Ei, ei!« rief Janaki ängſtlich, »Du ſchilderſt uns das Innere des Serails ſo lebhaft, daß mir beinahe angſt und bange wird. Wenn Dir Jemand zuhört, iſt's gerade ſo, als ob er einen Blick in den Harem des Sultans würfe, und vor ſolcher Frechheit möge Gott jeden wohlgeſinnten Unterthan bewahren!«

»Aber es iſt ja eben nur ein Märchen, und der Saal, von dem ich ſpreche, ein Phantaſiebild . . . In der Mitte des Saales ſtand eine große Fontaine, das duftigſte Roſenwaſſer ſprang daraus empor und ſpielte mit goldenen Kugeln, die es bald emporſchleuderte, bald wieder ſinken ließ; an den Wänden bis auf den Boden hinabreichende venetianiſche Spiegel, in denen entzückend ſchöne

Odaliſken wohlgefällig ihren wundervollen Bau betrachteten, — an den Säulen hundert und hundert Lämpchen von den verſchiedenſten Farben, welche ein feenhaftes Licht über den Saal ausſtrahlten, und in der Luft ſchwammen leichte bläuliche Wolken, — die entſchwebenden Flocken des Ambra- und Burnutrauches, den die Mädchen aus langen Argylas ſaugen.

»Aber mehr als von all dieſem Glanze und all dieſer Pracht wurde Irene vom Anblicke der Favorite-Sultanin überraſcht, der man ſie nun vorſtellte. Am Ende des Saales ſaß eine hohe, kräftige, weibliche Geſtalt auf einem alle andern überragenden Divan; der gegen die Mitte hin ſchlanke Leib wurde gegen die Schulter hinauf immer breiter und voller, Hals und Arme — weiß wie Schnee — ſchmückten echte Perlenſchnüre mit Diamantſchließen, aus dem mit Edelſteinen beſetzten Turban ragte ein hoher Reiherbuſch empor, und verlieh dieſer königlichen Geſtalt, welche mit ihren großen ſchwarzen Augen die ganze Welt zu beherrſchen ſchien, ein noch impoſanteres Ausſehen.«

»Hm, hm!« bemerkte Janaki abermals, »Du ſchilderſt ſo lebhaft, daß ich beinahe Angſt habe, Dir zuzuhören; hätteſt Du doch wenigſtens ihr Geſicht verſchleiert gelaſſen.«

»Ich ſage Euch ja, daß Alles dies vor langer, langer Zeit geſchah, Gott weiß unter welchem Sultan! Die Sclavin wurde alſo der Favorite-Sultanin vorgeſtellt, welche von zweihundert Sclavinnen umgeben, mit ihrem Lieblingszwerge ſpielte; rings um ſie tanzten und ſangen die Mädchen und ſchwenkten ſilberne Pfannen voll des duftigſten Weihrauches, über ihrem Haupte ragte ein großer Obſtbaum aus Zucker hervor, woran zuckerne Früchte

von allen Geſtalten und Farben hingen; die Sultanin pflückte dann und wann eine derſelben, verkoſtete davon, und reichte das Uebrige dem Zwerge hin, der es gierig verzehrte. Irene wurde von einem Eunuchen empfangen, einem blatternarbigen ſchwarzen Mann mit geſpaltener Oberlippe, unter der die Zähne hervorragten.«

»Gerade wie der jetzige Kislar-Aga!« rief Muſſzli, »als ob ich ihn leibhaftig vor mir ſehen würde.«

»Der Mohr befahl Irene, ſich vor der Sultanin niederzuwerfen, Irene gehorchte; während ſie jedoch mit dem Angeſichte am Boden lag, betete ſie leiſe: »Gebenedeite heilige Jungfrau, — Mutter Gottes — Schutzpatronin der Jungfrauen, ſieh mich hier vor Dir im Staube liegen; o rette mich, wenn ich Dich anrufe!« Die Sultana befahl unterdeſſen der Sclavin, Irene's Locken aufzulöſen, und als dieſe in ihr bis an die Ferſen reichendes Haar gehüllt daſtand, befahl die Favorite, die blaſſen Wangen des Mädchens roth zu ſchminken, die Augenbrauen ſchwarz zu färben, das Haar mit wohlriechendem Oel zu ſalben, und Nacken und Arme mit echten Perlen zu ſchmücken. Irene wußte noch immer nicht, was eigentlich mit ihr geſchehen ſolle, da trat der Kislar-Aga ein und ſagte zu ihr in feierlichem Tone: »Frohlocke, glückliche Jungfrau, es iſt Dir heute ein großes Glück zu Theil geworden. In acht Tagen iſt das Beiramsfeſt, und unter allen Odalisken hat die Sultana Dich auserſehen, um Dich dem Padiſchah zu ſchenken. Darum freue Dich ſchon im voraus deines Glückes!« Irene aber wäre bei dieſer Nachricht lieber vor Trauer geſtorben. Nun reichte ihr die Sultana einen großen Fächer aus lauter Pfauenfedern hin und geſtattete dem Mädchen, fortwährend in ihrer Nähe zu blei-

ben und den Zwerg im Schooße zu halten. Wie Irene ſpäter erfuhr, war auch das als eine beſondere Gunſtbezeigung anzuſehen. So verlebte das Mädchen ſechs volle Tage in wahrer Todesangſt. Von ihren Gefährtinnen aber wurde ſie ſehr beneidet, denn die Frauen des Harems lieben einander nicht, weil ſie überhaupt nicht lieben, ſondern nur haſſen können. Irene ſah den Sultan täglich; ſein ſanftes, freundliches Geſicht flößte ihr unwillkürlich Achtung ein; aber der Gedanke, dieſen Mann lieben zu müſſen, machte ſie ſchaudern. Der Sultan brachte den größten Theil ſeiner Zeit mit der Favorite zu; dann und wann ereignete es ſich übrigens dennoch, daß er einer oder der andern Odaliske ſein Taſchentuch zuwarf, und das war immer als ein großes Glück zu betrachten — oder auch Unglück, je nachdem es Eine eben nehmen wollte. Unter den Mädchen war auch eine ſchöne blonde Italienerin, welche dem Sultan ſehr zu gefallen ſchien; einmal vergaß die ſchöne Blondine die Augen niederzuſchlagen, als ſie mit der Sultana ſprach. Am folgenden Morgen ſah Irene das Mädchen nicht mehr, und als ſie ſich nach ihm erkundigte, erfuhr ſie von ihrer Schlafgefährtin, die arme Italienerin ſey erwürgt worden. Oft, ſehr oft hörte man nächtlicher Weile vom geheimen Erker des Serails her einen dumpfen Schrei, dann war es, als ob etwas Schweres ins Waſſer fiele, und am folgenden Tage fehlte gewöhnlich ein oder das andere bekannte Geſicht im Serail . . . es waren dies lauter übermüthige Sclavinnen, die ihre Freude über die Gunſtbezeigungen des Sultans nicht zu verhehlen wußten und dafür ins Waſſer wandern mußten . . . Es krähte kein Hahn nach ihnen.«

»Gut, daß Alles dies nur ein Märchen iſt!« ſagte Janaki zuſammenſchaudernd.

»Endlich kam das Beiramsfeſt,« fuhr Gül-Bejaze fort, »den ganzen Tag über donnerten die Kanonen am Bosporus und der Padiſchah kam Abends ganz müde und matt nach dem Harem. Da faßte die Sultana Irene bei der Hand und ſpendete ſie nebſt anderen Geſchenken, als da ſind: goldgeſtickte Gewänder, eingeſottene Früchte u. ſ. w. dem Großherrn. Der Großherr blickte ſie freundlich an; ſie aber zitterte vor ihm, wie das Reh, das in den Käfig des Löwen geworfen wird, und als der Sultan ihre Hand erfaßte, um ſie an ſich zu ziehen, da betete ſie wieder »Heilige Jungfrau Maria«. . . mit einem Male erbleichte das Mädchen, ſeine Augen ſchloſſen ſich und wie todt ſank es zu Boden. Aehnliche Scenen waren übrigens im Harem ſchon öfter vorgekommen; beinahe jedes Mädchen, das dahin gebracht wird, beginnt ſeine Laufbahn im Harem mit einer Ohnmacht; die Sclavinnen eilten herbei, rieben Irene den Leib mit aromatiſchem Waſſer ein, beſprengten ihr das Geſicht mit ſcharfriechenden Geiſtern, träufelten ihr Eiswaſſer in die Herzgrube. — Alles vergebens! Das Mädchen erwachte nicht und blieb bis am folgenden Morgen wie todt an der Stelle liegen, wo ſie hingeſunken war. Am folgenden Tage ließ ſie der Padiſchah abermals vor ſich bringen, ſagte ihr allerlei Schmeicheleien, ſchenkte ihr ſchöne Kleider, edles Geſchmeide, ließ ſie mit betäubenden Wohlgerüchen umräuchern, in Ambra baden, ihr aufregende Getränke reichen . . . Alles vergebens! Beim Anrufe der heiligen Jungfrau ſtockte ihr das Blut in den Adern und leblos ſank ſie zuſammen; ſo geſchah es am zweiten, ſo auch am dritten Tage. Da gerieth die Favorite-Sultana in unbe-

ſchreibliche Wuth; das ſey nicht Gottes Werk, ſagte ſie, ſondern bloße Verſtellung von Seite des Mädchens; Martern, meinte ſie, wären gegen eine ſolche Krankheit das wirkſamſte Heilmittel. Irene wurde nun zuerſt völlig entkleidet auf eine eiskalte Marmorplatte gelegt, — ſie zuckte nicht! Dann wurde ſie auf ein eiſernes Gitter über langſames Kohlenfeuer gelegt; ſie rührte ſich nicht! Dann holte man rothe Ameiſen aus dem Garten und ſetzte ſie ihr auf den Leib; auch die giftigen Biſſe dieſer Thiere weckten ſie nicht! Nun bohrte man ihr ſpitzige Nadeln zwiſchen die Nägel — keine Regung! Endlich ergriff die Sultana in höchſter Wuth eigenhändig die Peitſche und hieb ſo lange auf das Mädchen los, bis ſie ſelber müde ward, — die entflohene Seele kehrte nicht wieder!«

»Beim Allah!« rief Halil, mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlagend, »dieſe Sultana verdiente wohl in einen ledernen Sack genäht und dann in den Bosporus geworfen zu werden.«

»Ereifre Dich nicht! Wie oft ſoll ich's noch wiederholen, daß ich Euch nur ein Märchen erzähle,« ſagte Gül-Bejaze, das Kinn ihres Gatten ſtreichelnd. »Der Sultan befahl endlich, Irene aus dem Harem zu jagen; er wolle nicht fortwährend den lebendigen Tod um ſich haben. Nun ſchenkte die Sultana das Mädchen dem Schweſterſohne des Sultans. Der Prinz war ein ſchöner bleicher Jüngling, eine jener anziehenden Phyſiognomien, für welche die Frauen ſo ſehr eingenommen ſind. Er wurde in einem abgeſonderten Theile des Serails gefangen gehalten; obwohl er alles hatte, was er nur wünſchte, Pracht, Reichthum, Sclaven, ſo durfte er dennoch nie das Serail verlaſſen. Die Sultana führte Irene zu ihm, in der feſten Ueberzeugung, der Zauber, von welchem das Mädchen beſeſſen

ſchien, werde ſich an den ſchönen Augen des Jünglings brechen. Auch der bleiche Prinz war entzückt, als er das Mädchen ſah, er bat, er beſchwor ſie, unter ſeinem Kuſſe, in ſeinen Armen nicht hinzuſterben . . . Vergebens! Bei der erſten Berührung ſank das Mädchen wieder leblos zuſammen und eine Leiche küßte, wer ihre Lippe berührte. Der Prinz ſtürzte auf ſie hin, bat ſie unter Thränen, wieder zu ſich zu kommen. Sie hörte nicht und antwortete nicht. Endlich erbarmte ſich ſeiner die ſchöne Sultana, die Thränen, die Bitten, welche die Lebloſe nicht zu rühren vermochten, erweichten das Herz der Favorite, ſie neigte ſich zum bleichen Prinzen nieder, umarmte ihn zärtlich, drückte ihn mit inbrünſtiger Liebe an den hochklopfenden Buſen, Kuß um Kuß auf Lippen und Augen ſollten ihn tröſten und der Prinz — nahm den Troſt an . . . ſie genoſſen einander ungeſtört, denn es war Niemand zugegen, als das ohnmächtige Mädchen, das für ſie ſo gut wie todt war.«

»Hm, hm!« murmelte der Berber-Baſchi, »ſo erfährt man zufällig allerlei Intereſſantes.«

»Am folgenden Tage ſchenkte der bleiche Prinz Irene dem Großvezier. Auch der Großvezier freute ſich ob des Geſchenkes ungemein, er führte das Mädchen in ſeine Keller hinab, zeigte ihm drei große Tonnen voll Gold und Edelſteinen; das Alles ſolle der armen Sclavin gehören, ſagte er, wenn ſie ihn nur lieben wolle; dann ließ er ſie noch eine Menge Juwelen ſehen, die er unter dem Dache verborgen hielt; auch dieſe verſprach er ihr, dann bot er ihr ſeine ſchönen Paläſte an den ſüßen Gewäſſern, für jeden Kuß einen Palaſt!

»Den rothen Hahn auf dieſe Paläſte!« rief Halil erzürnt.

»Na, na, ſey nur vernünftig, mein Sohn!« beſchwichtigte ihn Janaki, der erſt jetzt zu ahnen anfing, daß Irene mehr als ein bloßes Märchen erzähle; auch der Berber-Baſchi ſpitzte bedeutend die Ohren, als er von den verborgenen Schätzen des Großveziers hörte.

»Aber auch der Anblick der Schätze vermochte Irene nicht zu erweichen. So oft die Hand eines Mannes ſie berührte, vergaß ſie nie, die heilige Jungfrau anzurufen und das wirkte jedesmal Wunder.«

»Das waren keine Wunder,« ſagte Halil ſie unterbrechend, »in der Seele jenes Weibes wohnte ein eiſerner Wille und der machte es empfindungslos für alle Martern.«

»Endlich beſchloß man Irene unter den Sclavinnen am Bazar zum Verkaufe auszuſtellen und dem Meiſtbietenden zu überlaſſen. Da erbarmte ſich ihrer ein armer Trödler, der ſein ganzes Vermögen hingab, um ſie zu kaufen; einen ganzen Monat ließ er ſeine Sclavin unberührt, und was Martern, was Schätze, was die Gunſtbezeigungen großer Herren, was deren heiße Liebesſchwüre nicht zu bewirken vermochten, das bewirkte der Edelmuth des ſchlichten Krämers, ſie gewann ihn lieb und ſtürzt nicht mehr zuſammen, wenn ſeine Lippe ihre Wange berührt.«

Gül-Bejaze umarmte und küßte ihren Gatten und lächelte ihm mit ihren großen glänzenden Augen ſeelenvoll entgegen.

»Das iſt eine prächtige Geſchichte,« ſagte Muſſzli, mit der Zunge ſchnalzend. »Schade, daß ſie ſchon zu Ende iſt.«

»O, mein guter Muſelmann,« ſagte der Berber-Baſchi ſich raſch erhebend. »Die Geſchichte iſt noch lange nicht zu Ende; ich will Euch die Fortſetzung zum Beſten geben. Nachdem die Odaliske am Bazar verkauft worden, beauf-

tragte der Sultan ſeinen Berber-Baſchi Ali-Kermeß, ſich zu erkundigen, was mit dem Mädchen weiter geſchehen ſey? Und der Berber-Baſchi erfuhr, daß das Mädchen jene Ohnmacht nur erheuchelt habe; er bemächtigte ſich der ſchönen Irene und führte ſie nach dem Serail zurück, ehe ſie noch mit ihrem Gatten eine Nacht zugebracht hatte, denn ich bin Ali-Kermeß und Du biſt jene Sclavin Irene oder Gül-Bejaze, die ſo meiſterhaft die Todte ſpielen kann.«

Alle fuhren entſetzt in die Höhe, nur Janaki nicht; er ſank vielmehr vor dem Berber-Baſchi auf die Kniee, umſchlang ihn in höchſter Verzweiflung und beſchwor den edlen Barbier, Alles, was ſeine Tochter erzählte, ſo zu betrachten, als ob er's gar nicht gehört hätte!

»Wir ſind verloren!« ſtammelte Gül-Bejaze, plötzlich aus dem Taumel erwachend, in den ſie Wein und Liebe verſenkt hatten.

Janaki flehte, Muſſzli fluchte, nur Halil ſprach kein Wort. Feſt und innig hielt er ſein Weib umſchlungen und war bereit ſich eher den Arm abſchlagen zu laſſen, als daß er ſie dem Häſcher Preis gäbe.

Janaki verſprach Ali Kermeß ungeheure Summen Geldes, unermeßliche Schätze, wenn er das Gehörte für ſich behalten und Irene bei ihrem Gatten laſſen wollte.

»Deine Schätze nehme ich, aber deine Tochter auch. Ihr Alle, die Ihr in dieſem Hauſe athmet, ſeyd Kinder des Todes, — dieſe Sclavin hat Euch zu Mitwiſſern von Geheimniſſen gemacht, die nur im Grabe ſicher bewahrt ſind. Darum befehle ich Dir, Gül-Bejaze, deinen Schleier zu nehmen und mir zu folgen; Ihr Andern aber bleibet hier, bis die Debedſchis mit der Seidenſchnur Euch holen kommen.«

Nach dieſen Worten verſetzte er Janaki einen Fußtritt,

daß dieſer ſeitwärts hintaumelte, dann trat er zu dem Mädchen und erfaßte deſſen Hand. Halil hielt ſein Weib noch immer umſchlungen.

»Komm, komm!«

»Heilige Jungfrau Maria!« ſtammelte das Mädchen zitternd.

»Deine Heilige hat keine Macht mehr über Dich, ſeit die Lippe eines Mannes Dich berührt, — komm!«

Erſt jetzt begann Halil zu ſprechen.

»Laß mein Weib in Ruhe, Ali Kermeß,« ſagte er in dumpfem, traurigem Tone.

»Schweige, Hund! Ehe eine Stunde vergeht, hängſt Du vor deiner Thür.«

»Ich bitte Dich nochmals, Ali Kermeß, laß mein Weib los.«

Statt aller Antwort ſtemmte der Barbier den einen Arm gegen Halil's Bruſt, während er mit dem andern das Weib ſeinen Armen zu entreißen ſuchte.

Da verſetzte Halil dem Berber-Baſchi mit der Fauſt einen ſo gewichtigen Schlag an die Schläfe, daß dieſer lautlos zuſammenſank.

»Was haſt Du gethan?« rief Janaki entſetzt, »Du haſt den Berber-Baſchi des Sultans erſchlagen.«

»Ja . . . ich glaube wohl, ich werde ihn erſchlagen haben,« antwortete Halil ruhig.

Muſſzli ſprang zum Leibbarbier hin, betaſtete ihn und wendete ihn dann mit dem Geſichte gegen das Feuer.

»Na, der iſt todt, mauſetodt . . . Hm, Halil, das war ein ſuperber Streich! Beim Propheten, einen ſolchen Schlag bekömmt man nicht alle Tage zu ſehen, — mit bloßer Hand Jemanden ſo zu tractiren; wenn ihn eine Ka-

nonenkugel mitten auseinander geriſſen hätte, er hätte nicht ſchneller ſterben können.«

»Was fangen wir aber jetzt an?« fragte Janaki beſtürzt, »der Sultan wird ſeinen Barbier ſuchen laſſen; man weiß vermuthlich, daß er ſich verkleidet hierher begeben hat, die ganze Geſchichte kommt dann ans Tageslicht . . .«

»Seid unbeſorgt,« entgegnete Muſſzli, »da iſt leicht zu helfen; ehe die Sache ruchbar wird, eilen wir nach dem Etmeidanplatze und laſſen uns unter die Janitſcharen einreihen; dort ſollen ſie uns dann ſuchen, dort ſind wir am ſicherſten. Im vergangenen Jahre haben wir das am beſten geſehen. Der Rebelle Dſcheſir Chan, den der Sultan ſelbſt in auswärtigen Ländern unabläſſig verfolgen ließ, verfiel zuletzt auf den Gedanken, ſich unter die Janitſcharen einreihen zu laſſen und von dieſem Augenblicke an war er hier in Stambul gegen die ſeidene Schnur mehr geſichert, als früher auf Rhodos. Wir Alle werden Janitſcharen, ich, Du und auch Janaki.«

Janaki proteſtirte feierlichſt gegen dieſen Vorſchlag.

»Geht Ihr nur in Gottes Namen, ich fliehe mit meiner Tochter nach Tenedos und erwarte dort von Euch weitere Nachrichten. Den einen Schlauch mit Pflaumen nehme ich mit, den andern vertheilet Ihr unter die Janitſcharen, damit ſie Euch freundlicher aufnehmen.«

Unter Thränen umarmte und küßte Halil ſein Weib; es war ihnen für den Abſchied nicht viel Zeit gegönnt, denn die Häſcher, welche den Leibbarbier begleitet hatten, wurden durch das lange Ausbleiben ihres Herrn bereits ziemlich beunruhigt und begannen vor dem Hauſe immer lauter zu poltern.

»Schnell, ſchnell, nicht viel geküßt,« drängte Muſſzli, den einen Schlauch auf die Schulter ladend.

Halil drückte noch einen langen Kuß auf Gül-Bejazes Stirne.

»Beim Propheten! bald ſehen wir uns wieder!«

Damit trennten ſich die vier Schickſalsgefährten.

Muſſzli führte den Griechen und deſſen Tochter durch die langen Keller, welche ſich unter den Häuſern hinzogen. Halil kletterte über die Dächer und nach einer Viertelſtunde gelangten Beide gleichzeitig auf den Etmeidanplatz.

V.

Das Feldlager.

Welch Lärmen und Wogen in den Straßen von Stambul! Was drängt ſich das Volk ſchaarenweiſe nach den Geſtaden des goldenen Hornes hin? Jung und Alt ſtürmen, Begeiſterung im Blicke, vorwärts, — Gruppen von zehn, zwanzig Perſonen bilden ſich in jeder Straße und erzählen einander das Geſchehene; am Etmeidan, vor dem Serail und den Thoren der Moſcheen ſtehen dichtgedrängte Volkshaufen und geleiten von Straße zu Straße den Dülbendar, der, mit der Fahne in der Hand, unter Trompetenſchall allen Rechtgläubigen kund und zu wiſſen gibt, daß Sultan Achmet III. dem Schach Tamaſip den Krieg erklärt habe.

Allenthalben begeiſterte, kriegeriſche Zurufe!

Von Zeit zu Zeit zieht eine Truppe Janitſcharen oder ein Fähnlein berittener Arnauten oder eine ſchwere mit Büffeln beſpannte Kanone durch die Straßen; Tauſende von Menſchen folgen ihnen auf der Straße von Skutari, wo das Lager bereits errichtet iſt.

Endlich, endlich war der Sultan der vielen Feſtlichkeiten und Illuminationen ſatt geworden, und nachdem er die Ausſteckung der Prophetenfahne unter allerlei Vorwänden zuerſt vom 18. Szafer auf den erſten Tag des Monats Rebbi ul evel, dann wieder auf den zehnten Tag nach dem Geburtstage des Propheten verſchoben hatte, brach endlich der längſt verheißene, längſt erſehnte Tag an; das Heer verſammelte ſich unterhalb Skutari und harrte nur noch der Ankunft des Sultans, um ſich ſogleich einzuſchiffen und dem hart bedrängten Küprilizade zu Hilfe zu eilen.

Der ganze Bosporus glich einem lebendigen Walde von Maſten und Segeln, tauſend und tauſend bunte Fahnen flatterten luſtig in die Luft hinaus; die ungeheuern Dreidecker mit ihren zahlloſen Rudern ſchienen, hundertäugigen Seeungeheuern gleich, mit hundert Füßen über den Waſſerſpiegel hinzugleiten und die Fronte der nach dem Bosporus hinab blickenden Paläſte gibt jeden Kanonenſchuß unzählige Male wieder.

Längs der Geſtade wimmelt es von Bewaffneten; die Sonne ſpiegelt ſich in tauſend und tauſend Säbeln und Streitärten, bunte Zelte bedecken den ganzen grünen Platz, ein weißes für den oberſten Mufti, ein lichtgrünes für die Beziere, ein ſcharlachfarbes für die Kiajas, dunkelblaue für die Emirs, die Richter von Mekka, Medina und Stambul, lilafarbene für die Ulemas, lichtblaue für die Müderris, lazurblaue für die Tſchauß Agas und ein dunkelgrünes für den Mir Alam, den Träger der heiligen Fahne *); über alle hinaus aber ragte das Zelt des Padiſchah auf dem allerhöchſten Hügel gelegen, mit goldgeſtickten Sammtvor-

*) Hammer-Purgſtall: Geſchichte des osmaniſchen Reiches.

hängen geſchmückt, vor denen am Eingange die zweifachen und dreifachen Roßſchweife hingen.

Am vergangenen Abende war von dem ganzen Feldlager noch keine Spur zu ſehen, die Nacht über wurden die Zelte geſchlagen, und am Morgen ſtand Alles fertig, als ob es durch einen Zauber aus der Erde gewachſen wäre.

In der Ebene ſtanden die Spahis, die ſchönſte ſchmuckeſte Reitertruppe der Armee, längs des Ufers und an den Hügeln die Topidſchis mit ihren Kanonen, an den beiden Flügeln die Arnauten, Tartaren und Druſen von Horan; in der Mitte endlich die Crême der Armee, — die ſtolzen Janitſcharen.

Sie ſchienen es aber auch zu wiſſen, daß ſie die ſchönſten und beſten aller Truppen ſeyen; Leute einer andern Heeresabtheilung durften ſich ihnen nicht einmal nähern, geſchweige denn ſich unter ſie miſchen: nur hie und da geſtatteten ſie einem Deli (Beſeſſenen) ſich in ſeiner fanatiſchen Verzückung mitten unter ihnen herumzutreiben.

Das ganze Heer iſt von Kampfluſt begeiſtert und wenn man von Zeit zu Zeit donnerndes Beifallsrauſchen, den enthuſiaſtiſchen Ruf ganzer Truppenkörper vernimmt, ſo kann man verſichert ſeyn, es ſey ſo eben die Kriegserklärung vorgeleſen worden, — während die Flotte ihrem Jubel in betäubendem Kanonendonner Luft macht.

Sultan Achmet hatte unterdeſſen ſein Morgengebet beendet, welches er Tag für Tag zu verrichten pflegte.

Die vergangene Nacht hatte er nicht im Harem zugebracht, ſondern einem Kriegsrathe ſeiner Veziere in jenem geheimen Gemache des Divans, das an ſeiner goldenen Kuppel kenntlich iſt, beigewohnt. Außer ihm und den Vezieren kannte Niemand das Reſultat dieſer Berathung; aber als

er aus ſeiner Betſtube trat, harrte ſeiner bereits der Kislar Aga und überreichte ihm einen goldenen Siegelring.

»Großmächtigſter Padiſchah! Die reizendſte der Frauen ſendet Dir dieſen Ring. Du weißt wohl, daß unter dem Steine dieſes Ringes tödtliches Gift verborgen war, jetzt iſt es nicht mehr darin . . . die Sultana entbietet Dir ihren zärtlichſten Gruß und wünſcht Dir Glück zum Kriege. Heil Dir, Heil! Schützende Engel mögen alle deine Schritte geleiten. Die Sultana hat ſich in ihr geheimes Gemach verſchloſſen . . . in dem Augenblicke, wo Du das Serail verläßt, nimmt ſie das Gift, weil ſie ſterben will. Der Tod iſt ihr ſüßer als ein Leben ohne Dich.«

Die Miene des Sultans verfinſterte ſich plötzlich.

»Warum betrübſt Du mich mit ſolchen Reden?«

»Ich gebe nur die Worte der Sultana wieder, mächtigſter Padiſchah. Sie ſagt, wenn Du jetzt in den Kampf ziehſt, würdeſt Du nie wieder kehren und ſie will nicht Sclavin jenes Herrſchers werden, der nach Dir den Thron beſteigt.«

»Was Du mir da ſagſt, ſtimmt mich ſehr, ſehr traurig.«

»Meine eigene Zunge möge meine Lippen verwünſchen, meine eigenen Zähne dieſe Zunge abbeißen, daß ich ſolches ſagen konnte, aber ich gehorchte nur dem Befehle der Sultana.«

»Eile zurück zu ihr und ſage ihr: ſie möge hierher kommen.«

»Das wäre ihr Tod, — lebend verläßt ſie ihr Gemach nicht.«

Der Sultan dachte einen Augenblick nach, dann fragte er ſchwermüthig:

»Dein Haus ſteht in Flammen, deine Geliebte iſt darin — würdeſt Du früher den Brand löſchen oder deine Geliebte retten?«

»Zum Löſchen iſt's noch immer Zeit; ich rettete zuerſt die Geliebte.«

»Du haſt Recht . . . Was bedeuten dieſe Kanonenſchüſſe?«

»Es ſind die Salven der Flotte.«

»Hört man ſie bis nach dem Serail hinüber?«

»Dort übertäubt ſie der Geſang.«

»Nun ſo führe mich zu Aldſchalis; ſie darf nicht ſterben. Was ſoll mir der Himmel ohne Sonne, was die Erde, wenn ſie ihre ſchönſte Zierde verliert?... Eile voraus und verkünde ihr, daß ich in ihre Arme fliege.«

Der Kislar Aga eilte fort; Achmet aber flüſterte ſich ſelbſt zu:

»Nur noch eine Secunde, nur noch einen Augenblick, nur ſo lange ein heißer Kuß währt, nur eine Stunde, nur eine Nacht, nur einen ſüßen Traum noch . . . dann bleibt noch immer Zeit genug nach dem eiſigkalten Schlachtfelde hinauszuſtürmen.«

Damit eilte er nach dem Harem.

Dort ſaß die Sultana mit aufgelöſtem Haar, ohne Schmuck, ohne Prachtgewänder, im einfachen grauen Trauerkleide; vor ihr ſtand auf dem Tiſche eine kleine Phiole mit einer durchſichtigen, blauen Flüſſigkeit; am Boden lagen rings ihre Sclavinnen umher und riſſen mit den Nägeln die Roſenbeete ihrer Wangen, den Schnee ihrer Brüſte auf.

Der Padiſchah näherte ſich der Sultana und umarmte ſie zärtlich.

»Warum willſt Du vor mir ſterben, Du meine Welt, mein Leben?«

Die Sultana bedeckte ihr Antlitz mit den Händen.

»Kann die Roſe blühen im Winterfroſte? Und ſinken nicht die Blätter, wenn der froſtige Hauch des Herbſtes ſie anweht?«

»Was ſprichſt Du vom Winter? Der Froſt, der Dich welken macht, iſt noch lange nicht gekommen.«

»O Achmet, wenn der Stern eines Menſchen unterſinkt, fragt man nicht, ob er jung, ob er ſchön, ob ihm das Leben gefällt. Maſhallah! Er iſt dem Tode verfallen. Mein Stern leuchtet in deinem Auge; wenn es ſich von mir wendet, will ich, muß ich ſterben.«

»Und wer ſagte Dir, daß ſich mein Auge von Dir wendet?«

»O Achmet! ſagt uns der Wind: ich bin kalt? Und doch fühlen wir ſeinen erſtarrenden Hauch. Dein Herz iſt weit, weit weg von mir, wenn Du mir gleich noch nahe biſt. Aber mein Herz geleitet Dich auch nach der Ferne; überall allüberall bin ich Dir nahe; Du biſt mir ferne, wenn Du gleich an meiner Seite ruhſt; das iſt Achmet nicht mehr, der jetzt mit mir ſpricht: es iſt nur Achmet's Leib, ſein Geiſt aber weilt anderwärts, er ſchweift über blutige Schlachtfelder, wo die kalten Waffen blinken; er glaubt ſich von ſeinen Fahnen, von ſeinen Waffen, von ſeinen Kanonen mehr geliebt als von ſeiner armen, verlaſſenen, vergeſſenen Aldſchaliß.«

In dieſem Augenblicke erdröhnte der Donner einer ganzen Breitſeite.

»Hörſt Du, wie ſie Dich rufen! ihre Stimme iſt ſtärker als die deiner Aldſchaliß; geh, folge ihrem Rufe; geh,

wohin ſie Dir winken, Aldſchaliß's Stimme vermag ſich mit ihnen nicht zu meſſen. Was iſt meine Stimme? Ein ſchwacher, ohnmächtiger Hauch . . . Geh, ich werde Dich auch dort umſchweben. Und wenn Dich die bunten Fahnen auf dem Felde des Sieges umflattern, ſo denke, Du ſäheſt das wehende Haar deiner Aldſchaliß vor Dir, die ihre Seele von den Banden des Körpers erlöſete, um Dir überall hin folgen zu können.«

»O ſprich nicht ſo, ſprich nicht ſo zu mir!« flüſterte der zärtliche Sultan, das liebe, theure Weſen feſter in die Arme drückend und ſeine Lippen an die ihren preſſend, als ob er die Seele dieſes Weibes feſtbannen wollte, damit ſie nicht entweiche.

Nun mochten die Kanonen draußen am Bosporus noch ſo laut erdröhnen, die Cſauße die Kriegserklärung unter Poſaunenſchall noch ſo lärmend verkünden, und das Heer in der Ebene von Skutari noch ſo ſehnſüchtig harren . . . Sultan Achmet war in Aldſchaliß's Armen viel zu ſelig, um daran zu denken, daß er jetzt die Fahne des Propheten erfaſſen und eine blutdürſtige Schaar nach dem Schlachtfelde zu führen habe.

Die Odaliſken griffen raſch nach ihren Lauten und Mandolinen, feenhafter Geſang umrauſchte das glückliche Fürſtenpaar, während draußen die ſchweren Kanonen durch die Straßen von Stambul polterten und die Menge mit unzügelbarem Fanatismus zum Kampfe gegen die Schiiten rief.

Unterdeſſen ging es an den Kochkeſſeln des erſten Janitſcharenregiments ziemlich laut her. Dieſe Keſſel ſpielten von jeher eine bedeutende Rolle in der Geſchichte der Janitſcharen; um ſie ſchaarten ſich die wilden Kumpane, wenn

ſie Krieg oder Brandſchatzung verlangten, wenn ſie den Kopf eines ihnen verhaßten Paſchas forderten, wenn ſie die Fahne des Propheten ausgeſteckt ſehen wollten, und dieſe Keſſel waren wenigſtens in ſo ferne furchtbar, als die in die Enge getriebenen Veziere oder Padiſchahs dieſelben gewöhnlich mit Gold oder — mit ihrem eigenen Blute füllen mußten.

So ſteht nun eben eine lärmende Janitſcharentruppe — darunter auch Muſſzli und Halil Patrona — an einem ſolchen Kochkeſſel, der auf einem hohen eiſernen Dreifuße ruht. Muſſzli und Halil tragen bereits beide die Janitſcharentracht, runde Turbane mit ſchwarzen Reiherbüſchen (weiße durften nur die Anführer tragen) und kurze Pluderhoſen, welche nur bis auf das Knie reichten und den unteren Theil der Beine nackt ließen. In Halil würde wohl Niemand den ehemaligen Krämer erkennen; ſein muthiger, entſchloſſener Blick, ſeine entſchiedene Sprache und ſeine Freigebigkeit mit dem von Janaki erhaltenen Gelde hatten ihn raſch zum Liebling ſeiner Cameraden gemacht. Muſſzli iſt noch immer ſternhagelbetrunken, mit verzweifelter Selbſtaufopferung hatte er die ganze Nacht über mit allen ſeinen alten Cameraden auf die Geſundheit der neuen gezecht; endlich wird er ſo frech, daß er ſich vor das Zelt des Janitſcharen-Aga hinſtellt und ganz laut ruft, wenn der Herr Haſſan wirklich ein ſo tapferer Mann ſey, ſo möge er aus dem Zelte herauskriechen, ſtatt den ganzen Tag über auf der Bärenhaut zu liegen und könne, oder wolle er's nicht, ſo möge er ſeinen weißen Reiherbuſch an Halil Patrona abgeben, der werde die Truppe ſchon gegen den Feind zu führen wiſſen.

Der Janitſcharen-Aga hört das Alles recht gut, er hört aber auch, daß die vor ſeinem Zelte ſtehenden Janit-

ſcharen jene Expectorationen mit beifälligem Lachen aufnehmen; er thut daher, als ob er kein Wort gehört hätte.

Unterdeſſen nähert ſich eine Truppe berittener Cſauße dem Kochkeſſel des erſten Janitſcharenregimentes; in dem Führer der Reitertruppe erkennen wir ſogleich unſeren Halil Pelivan, durchgebläuten Andenkens. Allah hatte ihn unter ſeine Fittige genommen, daß er zum Cſaußführer avancirte.

Der Rieſe hielt mitten unter den Janitſcharen und rief mit donnernder Stimme:

»Welcher von Euch gemeinen Janitſcharen heißt Halil Patrona?«

Patrona trat vor.

»Ich meine, mein lieber Pelivan, Du brauchſt dein Gedächtniß gerade nicht ſehr anzuſtrengen, um mich wieder zu erkennen.«

»Wo iſt dein Camerad, Muſſzli?«

»Nenne mich gnädiger Herr, Hund von einem Cſauß,« brüllte Muſſzli, »weißt Du nicht, daß wir hier lauter gnädige Herren ſind? So lange Du Janitſchar geweſen, warſt Du's auch, jetzt biſt Du nur ein Hund von einem Cſauß. Was ſuchſt Du in Begtaſch's Blumengarten?«

»Das Unkraut! Ihr beide werdet aneinander gebunden und folget mir auf der Stelle.«

»Da ſeht nur, Ihr lieben Freunde,« ſagte Muſſzli zu ſeinen Cameraden, »der Mann iſt ja beſoffen, ſternhagelbeſoffen; er kann nicht einmal recht auf den Füßen ſtehen. Wie kannſt Du Dich unterſtehen zu glauben, daß zwei Janitſcharen, zwei Blumen aus Begtaſch's herrlichem Garten, Dir folgen werden, während hier unſere Fahnen wehen?«

»Der Kapu Kiaja hat mir befohlen Euch zu ihm zu bringen.«

»Was Du da wieder zuſammenſchwätzeſt! Wenn er was von uns will, ſo möge er zu uns kommen. Nicht wahr, Cameraden? habe ich nicht Recht? Es iſt Schuldigkeit des Kapu Kiaja hier bei uns auf dem Schlachtfelde, im Lager zu ſeyn, nicht daß wir dorthin gehen, wo er iſt... Habe ich nicht Recht? Er ſoll nur herkommen!«

Allgemeines Beifallsgebrüll folgte dieſen Worten. Wo hat man je gehört, daß ein Janitſchar aus dem Lager weggeführt wurde? Wer etwas von ihm wolle, der möge zu ihm kommen.

Pelivan vermochte ſeine Wuth kaum mehr zu bemeiſtern.

»Ihr beide ſeyd Mörder — Ihr habt den Berber-Baſchi des Sultans erſchlagen.«

Dieſe Worte wurden mit ſchallendem Gelächter aufgenommen; Muſſzli hatte die Geſchichte bereits Jedermann erzählt und mit hunderterlei Variationen geſchildert, wie Halil den Ali Kermeß mit einem Fauſtſtreiche erſchlagen, wie dieſem mit einem Male das Kinn herunter geſchnappt, wie er in einem Nu zuſammenknickte, und die Herren Janitſcharen hatten alles dies höchſt komiſch gefunden.

»Gibt's denn nicht noch mehr Barbiere in Stambul, daß Ihr um des einen Bartſcheerers willen ſo viel Aufhebens macht?«

»Welch eine Beleidigung! für *einen* Barbier *zwei* Janitſcharen zu fordern.«

»Daß Du ſammt deinem Kapu Kiaja im Paradieſe doch nie etwas anderes zu thun hätteſt, als Bärte zu ſcheeren.«

Endlich trat Patrona vor und bat ſeine Cameraden ihm das Wort zu laſſen.

»Höre einmal, Pelivan. Ich weiß recht gut, daß Du mein Feind biſt; kannſt es auch ſeyn, ich mache mir nichts daraus. Ich antworte Dir auch nicht etwa, um mich zu entſchuldigen, ſondern blos damit Du deinem Kapu Kiaja, wenn Du zu ihm zurückkommſt, eine vernünftige Antwort ertheilen kannſt, was Du mit deinem eigenen Schädel nicht zuſammenbrächteſt. Ja ich, ich allein habe Ali Kermeß erſchlagen; es hat mir Niemand dabei geholfen. Dann ging ich unter die Janitſcharen und ſtehe nun da, mein Leben in Allah's Hand befehlend, der mich ſterben laſſen wird, wenn er Leben für Leben nehmen will. Ich bin zum Sterben bereit und werde noch im Verenden ſeinen heiligen Namen preiſen, — ſein Wille geſchehe! Darum möge ſich auch der Kapu Kiaja und alle jene hohen Herren, welche im Schatten des Padiſchah ruhen, mit dem Schwerte umgürten und endlich einmal zu uns herauskommen! Ich und meine Cameraden, wir alle, die wir Janitſcharen heißen, ſind bereit, auf einen Wink von ihnen am Schlachtfelde unſer Leben auszuhauchen, aber es iſt Keiner, Keiner unter uns, der vor dem Henker das Knie beugt!«

Rauſchender Beifall des ganzen Regimentes folgte dieſen mit volltönender Stimme geſprochenen Worten, während Muſſzli gleichfalls hie und da ein paar Worte dazwiſchen ſchrie, die aber in dem allgemeinen Lärm untergingen.

»Und dann ſage deinem Herrn, deinem Kiaja, deinem alten Großvezier und dem langbärtigen Mufti, wenn ſie die Fahne des Propheten und den Sultan nicht noch heute hierher zu uns ins Lager bringen, ſo wird keiner von ihnen mehr einen Barbier brauchen, ſie müßten ſich denn in Ermanglung der Köpfe die Fußſohlen raſiren laſſen.«

Pelivan ſah ſeinem Gegner fortwährend ſtarr ins Auge;

es leuchtete ſo viel höhniſche Schadenfreude aus dem Blicke des Cſauß, daß Halil Patrona unwillkührlich nach dem Schwerte griff.

»Du kannſt ganz beruhigt ſeyn, Patrona,« ſagte Pelivan endlich. »Gül-Bejaze wird nicht mehr in das Serail kommen; ſie iſt auf der Flucht ſammt deinem ſauberen Schwiegerpapa aufgegriffen worden, der ungläubige Fleiſchhauer wurde in den Kerker der gemeinen Verbrecher geworfen; jene Weibsperſon aber, die Du deine Gattin nennſt, in das Gefängniß jener ehrloſen Dirnen geſteckt, welche der Sultan aus allen Theilen des Reiches zuſammen treiben läßt, damit ſie ihm die Sitten ſeiner Muſelmänner nicht verderben. — Dort iſt ſie jetzt!«

Gleich dem gereizten Tieger, der plötzlich die Wand ſeines Käfigs durchſtößt, brach Patrona aus den Reihen ſeiner Cameraden hervor, der Säbel blitzte in ſeiner Fauſt; wehe Pelivan, und wenn er auch noch einmal ſo groß wäre! Aber der Cſaußführer gab ſeinem Pferde raſch die Sporen und ſprengte vor dem wüthenden Patrona lachend davon. Als er bereits ziemlich weit entfernt war, wandte er ſich nochmals mit einem höhniſchen Rufe nach den Janitſcharen um; fünf oder ſechs von ihnen ſtürzten dem Cſauß und ſeinen Begleitern nach.

»Ha, der höhnt uns noch!« rief Muſſzli.

Die Janitſcharen aber, welche ſahen, daß ſie ihre Gegner zu Fuß nicht ereilen konnten, rannten zur nächſtſtehenden Batterie, nahmen den Artilleriſten mit Gewalt einen Mörſer weg, luden ihn ſo gut ſie konnten und ſchickten die Ladung den fliehenden Reitern nach; die Kugel flog ſauſend über ihre Köpfe weg, fiel in bedeutender Entfernung mitten in ein Wachfeuer, an welchem ſich eben ein paar

gutmüthige Bosniaken wärmten, und ſchleuderte ihnen Kohlen und Aſche in's Geſicht; von da fuhr ſie wieder in die Höhe und durchlöcherte das Zelt des Boſtandſchi-Baſchi, an welchem ſie zwei Scheiben einſchlug, dann fuhr ſie zum Schrecken der umherlagernden Truppen noch einige Male auf und nieder, rollte dann in behendem Laufe am Boden fort bis in den Laden eines Schnapshändlers, wo ſie eine Menge Flaſchen und Gläſer zertrümmerte.

Von hier holte ſich nun Pelivan die Kugel, trug ſie zum Kiaja und erzählte ihm, was ihm die Janitſcharen ſagen ließen. »Und das hier,« ſagte er auf den Zwölfpfünder deutend, »ſind die Gründe, mit denen ſie uns beweiſen, daß ſie Recht haben.«

Pelivan erwartete, der Kiaja werde über alles das in einen ganz entſetzlichen Zorn ausbrechen und das ganze Janitſcharenregiment mindeſtens decimiren laſſen, aber ſtatt des Zornes war am Kiaja nichts als eine namenloſe Angſt zu bemerken. In den dreiſten Antworten der Janitſcharen ſah er bereits die Vorboten der offenen Empörung, und eilte daher augenblicklich mit dem Zwölfpfünder zum Großvezier.

Nachdem Ibrahim alles angehört hatte, legte er die Kugel in ein mit Sammt überzogenes Kiſtchen und trug es ins Serail; dort ließ er ſich den Kislar Aga rufen, gab ihm das Kiſtchen und befahl ihm, dasſelbe dem Sultan zu überreichen.

»Die Armee ſendet dies Geſchenk dem mächtigſten Padiſchah; es iſt ein Schatz, der keinen Werth beſitzt, ſo lange wir ihn bei uns haben, — er wird erſt werthvoll, wenn wir ihn ausgeben — verderblich, wenn man uns damit bezahlt. Sage dem mächtigſten Sultan, wenn ihm die eine

Portion zu wenig iſt, ſo werde ihm die Armee deren noch mehr ſenden, aber dann weder mich noch Dich zum Ueberbringer wählen.«

Der Kislar Aga wußte nicht, was in dem Kiſtchen ſey und trug es nach dem Luſtſaale, wo er es mit den ihm aufgetragenen Worten dem Sultan einhändigte.

Der Sultan eröffnete das Kiſtchen in Gegenwart ſeiner Favorite . . . als er darin die ſchwere Kanonenkugel ſah, verſtand er den Sinn von Ibrahim's Worten und das betrübte ihn bis tief in die innerſte Seele hinein.

Er war ſo gut, ſo ſanft gegen Jedermann, that Niemanden wehe und ihn betrübte ein Jeder, man beneidete ihn um ſeine ſtillen Freuden und gönnte ihm ſelbſt in dieſem wonnigen Aſyl keine Ruhe.

Er umarmte und küßte die ſchöne Sultana.

»So ſtirb denn, meine ſchöne Blume,« flüſterte er mit Thränen in den Augen, »ſtirb und vergehe, wenn Du kannſt, damit mein Herz wenigſtens keinen Gegenſtand mehr habe, nach dem es ſich noch zurückſehnen könnte.«

Verzweifelt warf ſich ihm die Sultana zu Füßen, umſchlang mit ihren weißen Armen ſeine Kniee und bat ihn ſchluchzend, er möge nur heute nicht fort, nur heute möge er nicht ins Lager ziehen, bis die böſen Träume vorüber ſeyen, von welchen ſie die vergangene Nacht geängſtigt worden.

Aber der Sultan konnte nicht länger bleiben; vergebens war das Weinen und Verzweifeln, er mußte fort! Nur einen Augenblick ſchwankte er noch, einen Augenblick regte ſich in ihm der Gedanke, ob er denn ein Spielzeug in der Hand ſeiner Armee ſey, ob er nicht ein Schwert an der Seite habe, um damit die Köpfe abzuſchlagen, die ſich wider ihn erheben? Aber ſchon im nächſten Momente hatte

er ſich von dieſem Gedanken wieder losgerungen, weil er wohl einſah, daß er nicht im Stande wäre, ihn auszuführen; es müßten ſonſt viele, ſehr viele ſterben und ſo iſt's am Ende denn doch beſſer, wenn er gehorcht.

»Du aber ſtirb, edle Lilie,« flüſterte er der Sultana zu, welche ihn bis an die Thüre des Harems geleitete; dort löſete er ſanft ihre Arme von ſeinen Schultern und eilte nach dem Conferenzſaale.

Die Sultana aber ſtarb keineswegs, ſondern eilte durch einen geheimen Corridor zum bleichen Prinzen, in deſſen Armen ſie Troſt ſuchte und — fand.

»Der Sultan ließ ſich nicht bereden,« ſagte ſie zum bleichen Prinzen, der ſie zärtlich umſchlungen hielt, »er geht ins Lager. Wenn ich ihn nur noch einen Tag zurückhalten könnte, ſo bricht der Aufſtand gegen ihn los . . . dann iſt's um ſeinen Thron geſchehen und Du biſt ſein Nachfolger.«

»Gräme Dich nicht; wir können vielleicht noch Zeit gewinnen; laſſe ihm durch den Kislar Aga ſagen, er möge den Koranſtich nicht vergeſſen.«

Der Kislar Aga wurde augenblicklich nach dem Conferenzſaale geſchickt.

Dort fand er den Sultan im Rathe mit dem Großvezier, dem Kapudan Paſcha, dem Kiaja, dem Obermufti und dem Scheik der Aja Sofia, welcher den Schilihdar ſo eben beauftragt hatte, ſich mit dem Schwerte Mohamets zu umgürten.

»Größter, mächtigſter Padiſchah,« ſagte der Kislar Aga ſich zu Boden werfend, »die Sultana läßt Dich durch mich erinnern, Du mögeſt, ehe Du einen Entſchluß faſſeſt, durch den »Koranſtich« Allah um Rath befragen, ſo wie

es alle deine Ahnen thaten, wenn ſie zwiſchen Frieden oder Krieg wählen mußten.«

»Ganz recht,« erwiederte Achmet und befahl dem Mufti, den Alkoran herbei zu holen, in welchem die Sultane Rath für die Gegenwart und einen Wink über ihr künftiges Schickſal ſuchten, indem ſie mit einer Nadel die Blätter des Buches durchſtachen; die durchſtochene Zeile der unterſten Seite ſollte jenen guten Rath enthalten.*)

Auf jedem Tiſche des Conferenzſaales ſtand ein Alkoran, mithin deren vierzehn in dem einen Zimmer. Die Deckel des einen waren mit Diamanten geziert; dieſen holte der Mufti herbei und übergab ihn ſammt der Nadel dem Sultan, damit dieſer der heiligen Sitte gemäß verfahre.

Ibrahim betrachtete unterdeſſen voll Unruhe die drei prächtigen Uhren, welche nebeneinander aufgeſtellt waren; alle drei zeigten bereits drei Viertel auf Zwölf und dennoch verlor man mit der langwierigen Ceremonie ſo viel Zeit!

Der Sultan ſchlug den Alkoran auf und durchſtach einige Blätter; die Zeile des unterſten Blattes, durch welche der Stich gegangen war, lautete:

»Das Schwert wendet ſich ſtets gegen den, der ſich vor ihm fürchtet. Beſſer iſt das roſtige Schwert in der Hand als das glänzende in der Scheide.«

»La illah il Allah! der Name des Herrn ſey geprieſen,« rief Achmet, ſich herabneigend und jene Zeile des Alkorans küſſend. »Führt meine Pferde vor, Gott will es ſo!«

Der Kislar Aga eilte fort und berichtete der Sultana und dem bleichen Prinzen, was er im Conferenzſaale gehört und geſehen.

*) Hammer-Purgſtall: Geſch. d. osm. Reiches.

Der »Koranſtich« war alſo zu ihrem Nachtheile ausgefallen.

»Geh noch einmal zum Sultan,« befahl Aldſchaliß dem Kislar Aga, »und erinnere ihn, ſich ohne den Sieges-Surem nicht in den Kampf zu begeben.

Der Kislar Aga traf den Sultan noch im Conferenzſaale und erinnerte ihn an den Surem.

Der Surem iſt ein Gebet, welches der Oberimam in der Moſchee zu ſprechen pflegt, ehe ſich der Sultan perſönlich in die Schlacht begibt; der hohe Prieſter erfleht darin den Segen des Himmels für die Waffen der Rechtgläubigen.

Da die Zeit drängte, wurde das Gebet diesmal nicht in der Aja Sofia, ſondern in der Hausmoſchee des Serails verrichtet. Der Scheik Iſpiriſade verlas den Surem, aber ſo langſam, ſo gedehnt, als ob er die Abreiſe des Sultans abſichtlich verzögern wollte. Als das Gebet zu Ende war, verkündeten ſämmtliche Uhren des Serails die zwölfte Stunde.

Ibrahim drängte den Sultan, ſo eilends als möglich das bereit ſtehende Schiff zu beſteigen, welches ihn ſammt den Prinzen nach Scutari bringen ſollte, aber am Fuße der Treppe, vor dem äußeren Hofe des Serails, wo die Pferde des Sultans ſtanden, welche ihn durch den Gartenkiosk an das Meeresufer bringen ſollten, vertrat ihm der Kislar Aga abermals den Weg, warf ſich vor ſeinem Gebieter auf die Erde und rief, die Zügel des Pferdes erfaſſend:

»O Herr, laß mich von den Hufen deiner Roſſe zertreten, aber höre mich früher an! Es iſt Mittag vorüber und was in den Nachmittagsſtunden begonnen wird, nimmt immer einen unglücklichen Ausgang! Der echte Muſelmann, der auf Allahs Segen für ſein Vorhaben rechnen will, un-

ternimmt nichts, wenn die zwölfte Stunde vorüber iſt ... Du kannſt deine Roſſe antreiben, daß ſie über meine Leiche dahinbrauſen, aber Du mögeſt wenigſtens nicht ſagen können, es habe ſich Niemand gefunden, der Dich vor der Gefahr zu warnen den Muth hatte.«

Die Gemüthsrichtung Achmets III. war von jeher eine ſchwärmeriſche, überſpannte geweſen; Glaube, Liebe, Hoffnung, welche jedem Anderen Kraft und Ausdauer verleihen, entarteten bei ihm in Aberglauben, Leichtſinn, Genußſucht, und ſchwächten ſein Herz wie ſeinen Geiſt.

Bei den Worten des Kislar Aga zog er raſch den Fuß vom Steigbügel zurück und ſagte in entſchiedenem Tone:

»Wir gehen erſt morgen.«

Ibrahim war in Verzweiflung über dieſes neuerliche Schwanken; er flüſterte Ismael Aga einige Worte ins Ohr, dieſer ſchwang ſich, ſobald der Sultan die Treppe wieder hinaufgeſchritten war, auf ſein Pferd und ſprengte im Galopp nach Scutari.

Unterdeſſen bemühten ſich der Großvezier und der Mufti den Sultan im Conferenzſale zurückzuhalten.

Nach drei Viertel Stunden war Ismail Aga wieder zurück, und trat, mit Schweiß und Staub bedeckt, vor den Sultan.

»Mächtigſter Padiſchah! Ich komme aus dem Lager; ſeit dem früheſten Morgen iſt Alles auf den Beinen und harret Deiner. Wenn Du bis Abends nicht im Lager biſt, ſo bleibt, ſo wahr ein Gott lebt, die Armee nicht in Scutari, ſondern kommt zu Dir nach Stambul herein!«

Das war ein furchtbares Wort; die Armee in Stambul!

Achmet III. verſtand nur zu gut, was das ſagen wollte, er erinnerte ſich nur zu gut daran, was die Armee dreiundzwanzig Jahre früher ſeinem Vorgänger, dem Sultan Muſtapha, ſagen ließ, der ſeinen Harem in Adrianopel nicht verlaſſen wollte: »Und wenn Du todt wäreſt, ſo könnteſt Du ſelbſt als Todter binnen zwei Tagen bei uns ſeyn;« er wußte nur zu gut, was darauf folgte, der Sultan wurde vom Throne geſtürzt, dann betrat er, Achmet, dieſen Thron, und nun drohte ihm dieſelbe Gefahr, welche ſeinen Ahnherrn ins Verderben geſtürzt hatte.

»Mashallah! der Wille des Herrn geſchehe!« ſagte endlich Achmet, küßte das Schwert Mohammed's und nach einer Viertelſtunde ging er, die Fahne des Propheten vor ſich hertragen laſſend, zu Schiffe.

Im Serail kündeten die Uhren eben die erſte Nachmittagsſtunde und draußen am Bosporus die einundzwanzig Kanonenſchüſſe, daß der Sultan ſich mit der Fahne des Propheten zum Heere begebe.

Aber das Volk des Orients glaubt nimmermehr, daß Allah ein Unternehmen ſegnen könne, das in den Nachmittagsſtunden begonnen wurde.

VI.

Der Ausbruch des Gewitters.

Ein ungünſtiger Wind brauſte über den Bosporus dahin, ſo daß der Sultan erſt gegen Abend nach Scutari kam, wo er ſich mit ſeinen Veſiren, dem Mufti, den Prinzen und Iſpirizade nach dem Palaſte am Meeresufer begab.

Aber die ganze Nacht hindurch hörte man, wenn das

nahe Brauſen der Wogen für einen Augenblick verſtummte, fernes Toſen und Lärmen im Lager, deſſen Grund ſich Niemand zu erklären wußte.

Der Großvezier ſchickte Courier um Courier an den Janitſcharen-Aga, um zu erfahren, was im Lager vorgehe? Haſſan aber antwortete, er wiſſe ſelber nicht, warum die Truppen murren und lärmen, nachdem er ihnen doch bereits verkünden ließ, daß der Sultan mit der heiligen Fahne angelangt ſey.

Ibrahim ſandte ihm hierauf den Befehl zu, jeden Ruheſtörer augenblicklich verhaften zu laſſen. Haſſan ließ einige ſeiner Leute verhaften, aber die andern lärmten und tobten nichtsdeſtoweniger fort.

Gegen Mitternacht ſtürzte ein Cſauß in das Gemach des Kiaja und meldete, es ſeyen von Tebris her fliehende Soldaten gekommen, welche erzählten, die Truppen Küprilizade's ſeien vom Schach Tamaſip geſchlagen und verſprengt worden und die Armee ſey bei dieſer Nachricht in unbeſchreibliche Aufregung gerathen.

Der Kiaja weckte den Großveſier und theilte ihm die Schreckenskunde mit.

»Das kann nicht ſeyn,« rief Ibrahim, »Küprilizade kann nicht geſchlagen ſeyn, ich ſandte ihm erſt vor einigen Tagen Waffen und Hilfstruppen, mit denen er ſich füglich bis zum Eintreffen der Hauptmacht halten kann.«

»Und wenn es dennoch ſo wäre? Wenn wir durch das Schwanken des Sultans dennoch zu ſpät kämen und Hamadan, Kermandſchah verloren wären?«

»Dann ſtehen wir Alle in Allahs Hand! Geh beten und ſchlafen.«

Um dieſelbe Stunde weckten drei Softas den Mufti und Iſpirizade und zeigten ihnen ein beſchriebenes Pergamentblatt, welches in eine Moſchee geworfen worden war; die Buchſtaben waren ſo unleſerlich, als ob ſie mit Pulver geſchrieben wären.

Es war ein Aufruf an die Muſelmänner, zur Ehre Mohammeds das Schwert zu ergreifen; wenn ſie aber gegen den Feind ziehen, hieß es weiter, mögen ſie wohl auf ihrer Hut ſeyn, damit ſie nicht daheim den ſchlimmſten Feind zurücklaſſen — die Miniſter des Sultans.

»Ein ſolches Schreiben verdient nichts Beſſeres, als ins Feuer geworfen zu werden,« ſagte Iſpirizade, warf das Pergamentblatt in die Flammen und legte ſich ruhig wieder zu Bette.

Der folgende Tag war ein Donnerſtag, der 28. September 1730. Vor einem Jahre gerade am nemlichen Tage, ward der eilfte Sohn des Sultans geboren. Der Tag mußte natürlich gefeiert werden; unter Trompetenſchall wurde im Lager verkündet, der heutige Tag ſey ein allgemeiner Ruhe- und Feſttag.

Mehre der Beziere machten ſich die ihnen gegönnte Raſt zu Nutze; der Janitſcharenaga begab ſich nach ſeinem Kiosk, der Kapudanpaſcha fuhr über den Canal auf ſeine Villa in Tſchengelkö; er hatte ſo eben von einem holländiſchen Kaufmanne beſondes ſchöne Tulpenzwiebel erhalten, die er nun mit eigener Hand einſetzen wollte; der Reis Effendi eilte nach ſeiner Sommerwohnung an den ſüßen Gewäſſern, um von ſeinen Odaliſken noch einmal Abſchied zu nehmen; der Kiaja kehrte nach Stambul zurück; Jeder machte ſich einen förmlichen Feiertag.

Aber im Buche des Schickſals war dieſem Tage eine ganz andere Feier vorbehalten.

Am frühen Morgen, gleich nach Sonnenaufgang verſammelten ſich ſiebzehn Janitſcharen vor der Moſchee Bajezid, — an ihrer Spitze Halil Patrona.

Jeder von ihnen ſchwang den blanken Säbel in der Fauſt, in der Mitte ſtand Mußzli, und hielt die Fahne mit dem ſilbernen Halbmonde.

Das Volk wich ehrerbietig vor ihnen zurück, und ließ Patrona frei bis an die Stufen der Moſchee vorſchreiten. Als er die oberſte Stufe erreicht hatte und das Schmettern der Lärmhörner verklungen war, erhob der Krämer ſeine volltönende, eherne Stimme, daß ſie weithin erſcholl über den Kalanplatz.

»Muſelmänner!« rief er, »wir verlangen nichts, als wozu uns Recht und Geſetz berechtigen. Verräther ſtürzen uns ins Verderben; fliehende Soldaten brachten uns vom Kampfplatze her die Nachricht, das Heer des Küprilizade ſey geſchlagen und verſprengt, viertauſend Reiter, ſechshundert ſchwer beladene Kamehle ſeyen den Perſern in die Hände gefallen, der Feldherr ſelber habe ſich nach Eriwan geflüchtet, Hamadan, Kermandſchah ſind wieder in der Gewalt des Feindes, und während Alles dies geſchieht, arrangiren der Großvezier und der Obermufti Lampenfeſte, Palmenfahrten, Illuminationen in den Straßen von Stambul und verzögern den Aufbruch des Heeres, welches Küprilizade zu Hilfe eilen ſoll; unſere Brüder verbluten auf der Schlachtbank, wir hören ihren Wehruf, ſehen ihre Fahnen ſinken, dem Feinde in die Hände fallen, und wir ſtehen mit dem Schwerte in der Fauſt da und können ihnen nicht zu Hilfe eilen! Das iſt Verrath, — Verrath an Allah und dem Propheten!

Darum laſſe jeder Rechtgläubige ſeine tägliche Arbeit im Stiche, weg mit Ahle, Hammer und Hobel, greift zu den Schwertern, ſchließt eure Läden und ſchaart euch um unſere Fahnen. Es lebe der Sultan! Tod den Verräthern!«

Donnernder Beifall folgte dieſen Worten Halil's; man hob ihn auf die Schultern und trug ihn ſo über den Bezeſtanplatz. Jedermann beeilte ſich, ſeinen Laden zu ſchließen, die ganze Stadt ſchien plötzlich wie ausgewechſelt. Wie ein Heer ſchlummernder Seeungeheuer eine Unmaſſe Schlamm an die Oberfläche tritt, wenn ein ſtehendes Gewäſſer aufgerührt wird, ſo wimmelte es auch in den Straßen mit einem Male von jenem unbekannten Geſindel, welches in jeder großen Stadt vegetirt, ohne daß die friedlichen Bewohner von ſeinem Daſeyn Kunde hätten, und das nur bei heftigen Erſchütterungen zur allgemeinen Ueberraſchung an das Tageslicht tritt.

Vor Wuth brüllend, folgten dieſe Leute unſerem guten Halil auf Schritt und Tritt, und ſchwiegen nur für Augenblicke, wenn er, von ſeinen Begleitern emporgehoben, zum Volke ſprach. Seine donnernde Stimme machte den Lärm raſch verſtummen.

So kam man endlich vor die Villa des Janitſcharen-Aga.

»Haſſan!« rief Halil, mit ſeiner ehernen Fauſt an das verſchloſſene Thor pochend, »Du haſt unſere Cameraden verhaften laſſen, weil ſie murrten. Du hörſt jetzt nicht mehr murren, ſondern brüllen. Gib die Gefangenen heraus!«

Haſſan war kein Freund von derlei Auftritten; er legte raſch ein zerlumptes Gewand an, eilte durch die Hinterthüre ſeines Gartens nach dem Bosporus, beſtieg einen elenden Kahn und eilte nach dem Lager zurück.

Die Janitſcharen erbrachen das Thor und befreiten ihre Cameraden. Halil wurde auf Haſſan's Pferd geſetzt und ſo im Triumphe nach dem Etmeidan gezogen; in einem Nu füllte ſich der Platz mit Bewaffneten; in der Mitte desſelben wurde der Keſſel des Külkiaja aufgeſtellt, den man aus der Caſerne geholt hatte; das geſchah jedesmal, wenn die entfeſſelte Volkswuth den Kampf gegen eine tyranniſche Macht aufnahm.

»Oeffnet die Kerker!« rief Halil, »laßt die Gefangenen heraus, gebt den Mördern Meſſer, den Mordbrennern Pechkränze in die Hand und laßt ſie ihr furchtbares Handwerk üben; der heutige Tag ſey dem Tode und der Vernichtung geweiht!«

Das Volk rannte nach den Kerkern, erbrach die Gitter, Mörder und Diebe ſtürzten rudelweiſe nach der Straße hinaus und ganz zuletzt kam noch Einer, der ſich von allen Andern fern zu halten ſchien — Patrona's Schwiegervater, Janaki. Er blieb — wir wiſſen nicht ob vor Angſt oder vor Scham — in der Thüre ſtehen und rührte ſich nicht von der Stelle, bis Muſſzli hinzuſprang und ihn mit Gewalt fortzog.

»Fürchte Dich nicht, Fremdling! Nimm ein Schwert und ſtelle Dich neben mich, — da geſchieht Dir nichts!«

Halil war unterdeſſen nach dem Gefängniſſe jener ehrloſen Dirnen geeilt, welche auf Befehl des Sultans in den einzelnen Städten zuſammengerafft und dann hierher gebracht wurden.

Man öffnete die Thore und ſchrie hinein: es möge fliehen, wer die Freiheit liebt. Wie ein Schwarm von Geſpenſtern brach nun ein Haufe von Weibern aus den dunk-

len Gängen hervor, — jene Weiber, welche mit unverſchleiertem Antlitze unter dem Volke umhergehen, die ſich ihre Lippen, ihre Augenbraunen färben, um den Männern zu gefallen und die — wüthenden Hunden gleich — ihrer häßlichen Leidenſchaften wegen von der Welt abgeſchloſſen werden, damit ſie das Volk nicht vergiften. Manche unter ihnen ſind während ihrer Gefangenſchaft bedeutend gealtert, aber ſelbſt aus den eingefallenen Augen leuchtet noch immer das unheimliche Feuer verheerender Leidenſchaft . . . Hah, welch eine Peſt haſt Du über das Volk der Muſelmänner hereinbrechen laſſen, — Du haſt dem Sturm Flügel gegeben, wirſt Du auch ſeinen Flug bemeiſtern können, Halil?

Da ſteht er am Thore und harrt ſehnſüchtig des Augenblickes, wo er unter dieſen ſcheußlichen Dirnen den reinen Abgott ſeiner Seele, ſeine ſchöne unſchuldige Gül-Bejaze erblicken ſoll! Wie lange ſie ſäumt! Alle ſind bereits herausgekommen, Alle haben ſich bereits zerſtreut, nur hie und da ſtürzt noch eine verſpätete Geſtalt, welche von der Freudenskunde halb entkleidet überraſcht wurde, den übrigen nach und eilt kreiſchend und mit aufgelöſtem Haar durch die Straße; — nur Gül-Bejaze kommt nicht!

Von namenloſer Angſt gemartert, entſchließt ſich Halil endlich die ſcheußliche Spelunke zu betreten, welche nur durch ein paar kleine runde Fenſter am Dache Licht erhält.

»Gül-Bejaze! Gül-Bejaze!« flüſterte er leiſe, im Kerker umherſpähend . . . da ſieht er, wie ſich in einer Ecke, dicht an die Wand gedrückt, eine weiße Geſtalt regt. Er tritt näher. Es iſt eine kranke Frau, die ihr Angeſicht vor ihm verbirgt. Sanft löſet er die verhüllenden Hände vom Antlitz und erkennt ſein Weib . . . die Scham hielt

ſie im Kerker zurück, — ſie wagte es nicht ans Sonnenlicht zu treten.

Vor Schmerz ſchluchzend, ſchloß Halil ſie in ſeine Arme; das Weib aber ſprach nicht und blickte den Gatten nicht an, ſondern drückte das Antlitz feſt an ſeine Bruſt und weinte.

»Weine nicht, o weine nicht!« ſagte Halil, »die Dich geſchändet, ſollen ſich noch heute vor Dir im Staube winden, — das ſchwöre ich Dir beim Propheten . . . Sie haben mit deinem Herzen geſpielt, Du ſollſt mit ihren Köpfen ſpielen . . . Jene hochmüthige Sultana, deren Hand Dich einſt ſo grauſam gemartert, wird noch heute in Demuth deine Hand küſſen! Das ſage ich Dir, ich, Halil Patrona, deſſen Name von jedem Muſelmann verflucht ſey, wenn er je gelogen hat.«

Nun trug er das Weib in ſeinen Armen hinaus, zeigte der verſammelten Menge die bleiche gebrochene Geſtalt und ſagte:

»Seht, Muſelmänner, das hier iſt mein Weib, das mir in der Brautnacht geraubt wurde, — hier an der Stätte des Abſcheues und des Elends fand ich es wieder! Wer unter Euch ein Mann iſt, der ſage mir, ob er demjenigen Gnade zu Theil werden ließe, der ſeiner Gattin das gethan!«

»Tod dem Schändlichen!« rief der wuthentbrannte Haufe und wälzte ſich dann, wie die Flut, die ihre Dämme durchbrochen, unaufhaltſam weiter. Plötzlich ſtand man vor einem herrlichen Palaſte.

»Wem gehört dieſer Palaſt?« fragte Halil das Volk.

»Damad Ibrahim!« antworteten Einige.

»Wem gehört dieſer Palaſt?« fragte Halil nochmals, unwillig das Haupt ſchüttelnd.

Erſt jetzt begriffen Einige den Sinn der Frage.

»Dir, Halil Patrona!« riefen ſie.

»Ja, Dir Halil Patrona!« brüllte die Menge. In einem Nu waren die Thore des Palaſtes eingerannt; Patrona trug ſein Weib die Stufen hinan nach dem Harem des Großveziers und befahl den Odaliſken Ibrahims, ſich vor ihrer Herrin zur Erde zu werfen und deren Geheiß zu vollziehen. Vor dem Thore aber wurden Ehrenwachen aufgeſtellt.

Draußen währte der Schlachtenlärm, das Trompetengeſchmetter, der Trommelwirbel fort und dieſen ganzen furchtbaren Brand hatte der ſchwache Hauch eines kranken geknickten Weibes angefacht . . .

VII.

Tulpenknoſpen und Menſchenköpfe.

Aufbrechende Tulpen ſind um die Mitte des Septembers eben keine alltägliche Erſcheinung. Worüber ſich die geſchickteſten Gärtner ſo lange die Köpfe zerbrachen, das war endlich dem Kapudan Paſcha gelungen.

Wie kann man mitten im Herbſte einen künſtlichen Frühling erzeugen und die Tulpenzwiebel täuſchen, daß ſie den September für den Mai halten und zu blühen anfangen?

Zuerſt ließ er ein Treibebeet anlegen aus der fetteſten Erde, welche ſich am Libanon aus den Jahrtauſende hin-

durch aufeinander gelagerten Zederblättern anhäuft, aus dem Dünger der Antilopen, der ſo befruchtend und für das vegetabiliſche Leben ſo förderlich iſt, daß ſelbſt in der Sandſteppe an jenen Stellen, wo er hinfällt, mitten im glühenden Sande kleine, mit Gras und Blumen bewachſene Oaſen entſtehen, — dann aus gebranntem und pulveriſirten Marmor, wie er nur in dem Mondgebirge Egyptens zu finden iſt. Als das weiche, mürbe und doch warme Treibebeet fertig war, ſetzte der Kapudan Paſcha höchſt eigenhändig die Tulpenzwiebel ein, indem er mit ſeinem mächtigen Zeigefinger ein Loch aushöhlte und dann die Erde darauf ſtreute.

Dann ließ er Schnee vom Gipfel des Kaukaſus bringen, wo er auch den Sommer über zu finden iſt; ganze Schiffe mit ſolcher Schneeladung fuhren durch das ſchwarze Meer, damit deckte er die Tulpenzwiebel zu und wenn der alte Schnee geſchmolzen war, legte er neuen darauf; ſo glaubten denn die betrogenen Tulpen zu Anfang des Sommers, es ſey erſt Winter und als man endlich den Schnee völlig ſchmelzen ließ, meinten ſie, nun ſey der Frühling gekommen und ſteckten aus dem durchfeuchteten, durchwärmten Beete die gelbgrünen Triebe hervor.

Vor dem Geburtstage des Propheten waren auf dieſe Art bereits fünfzig Knoſpen zum Vorſchein gekommen und jede derſelben wurde nach irgend einer merkwürdigen Stadt, nach irgend einem berühmten Schlachtfelde benannt. Nun mußte aber der Kapudan Paſcha zur See gehen, um das Commando der Flotte zu übernehmen und ſomit ſeine Tulpen gerade im intereſſanteſten Momente im Stiche laſſen.

Eben an jenem Abende, an welchem der Sultan in Scutari eintraf, überbrachte ihm einer ſeiner Gärtner die

erfreuliche Nachricht, daß die Tulpen Belgrad, Napoli, Morea und Kermandſchah am folgenden Tage aufbrechen werden.

Wie mochte dies den armen Admiral beunruhigen ... er ſollte ſeine erſten Tulpen nicht erblühen ſehen! Wie ſehnlich wünſchte er, die Flotte von einem ungünſtigen Winde noch ein paar Tage lang am Auslaufen verhindert zu ſehen.

Aber was der Wind ihm nicht zu Gefallen that, das erreichte er durch den vom Sultan angeordneten Feiertag; die für den folgenden Tag anbefohlene Raſt verſchaffte dem Kapudan Paſcha Gelegenheit, nach Tſchengelköi zu ſegeln und dort in ſeiner Villa die Tulpen mitten im Herbſte blühen zu ſehen.

Welch ein Anblick harrte ſeiner! Alle vier Knoſpen waren bereits aufgebrochen.

Die »Belgrad« war blaßgelb mit lichtgrünen Streifen, die Streifen ſpielten unten wieder ins Gelbe, oben ins Roſenfarbe, andere oben ins Lichtgrüne, unten ins Lilafarbe hinüber.

Die »Napoli« war eine Volltulpe, mit auseinander klaffenden grellrothen Blättern und gelben Rändern, — vielleicht das Sinnbild des Blutes jener fünfhundert Venetianer, die bei Napoli geblieben ſind.

Die »Morea« war die farbenreichſte. Der Grund dunkel chocoladebraun, mit grünen und roſenfarbnen Streifen, das Grün ſpielte wieder ins Rothe, das Roſenfarbe ins Lichtbraune hinüber, und mitten durch jeden Streifen zog ſich eine feine, lichtgelbe Linie. Außen war die grüne, innen die rothe Farbe vorherrſchend.

Die ſeltenſte und prächtigſte aber war die »Kermandſchah«, — ein aus dem Garten des Dälai Lama von Tibet entwendetes Prachtexemplar: ſchneeweiß, ohne alle Beimiſchung und ſo voll, daß die urſprünglichen ſechs Blätter der Krone beinahe hinabgedrückt wurden.

Der Kapudan Paſcha war von all dieſen Herrlichkeiten ganz entzückt.

All dieſe Tulpen hatte er für den Sultan beſtimmt und hoffte dafür zum Gouverneur der reichſten Provinz, vielleicht gar Egyptens, eingeſetzt zu werden. Er ließ daher prachtvolle Vaſen aus chineſiſchem Porzellan bringen, um die Tulpen hineinzuſtellen, und höhlte abermals mit höchſt eigener Hand die Erde recht tief unter den Zwiebeln aus, damit dieſe ſelbſt keinen Schaden nehmen. *)

Wie er ſo mit ſchmutzigen Händen unter ſeinen Tulpen kniete, ſtürzt einer der Gärtner herein und ruft ihm ſchon von Weitem zu:

»Stehe ſchnell auf, Herr, in Stambul iſt ein Aufſtand losgebrochen.«

»Zertritt mir nicht meine Tulpen, Dummkopf; ſiehſt Du nicht, daß Du mir eine beinahe ſchon zertreten hätteſt.«

»O Herr, die Tulpen blühen im nächſten Jahre wieder, aber wenn ein Menſch einmal zertreten worden, Jaſch Allah! . . . Eile, eile, denn die Aufrührer kehren das Unterſte zu oberſt, wenn Du zögerſt!«

Der Kapudan Paſcha hob ganz phlegmatiſch und behutſam mit beiden Händen die Blume heraus, ſtellte ſie in die Vaſe und drückte ringsum die Erde feſt, damit die Tulpe gerade ſtehe.

»Was ſagſt Du da, mein Junge?«

*) Hammer-Purgſtall: Geſchichte des osmaniſchen Reiches.

»Das Volk von Stambul iſt in vollem Aufruhr.«

»Welches Volk? die Schuſter, Krämer, Fiſcher und Bäcker?«

»Ja, Herr, ſie alle haben ſich empört.«

»Nun, ich will ſogleich hin und ſie wieder zur Ruhe bringen.«

»Ach Herr, Du ſprichſt als ob Du die Flamme des Aufruhrs mit jener Gießkanne dort löſchen könnteſt. Ich wünſche Dir alles Gute.«

Der Kapudan Paſcha begoß dann noch ſeelenvergnügt die verſetzten Tulpen, vertraute ſie vier Gärtnern an und trug ihnen auf, ſie über den Canal nach Scutari zu bringen und dort im Palaſt des Sultans abzugeben. Er ſelbſt ließ ſich ſein Pferd ſatteln und ritt ganz allein, von Niemanden begleitet, nach Stambul hinein, wo eben die ärgſten Flüche und Verwünſchungen gegen ihn ausgeſtoßen wurden.

Unterwegs begegnete er dem Kiaja, der ſich in einer elenden zweiräderigen Kibitka verkrochen und einen ruſſiſchen Kutſcher darauf geſetzt hatte, um nicht erkannt zu werden. Er warnte den Kapudan Paſcha, nicht nach Stambul hineinzureiten, denn dort harre ſeiner der ſichere Tod. Der Kapudan zuckte die Achſeln; er konnte gar nicht begreifen, wie man ſich vor einem Haufen Bäcker und Schuſter fürchten könne. Er ermuthigte ſogar noch den Kiaja, wieder umzukehren und im Vereine mit ihm die Ruhe wieder herzuſtellen; der Kiaja aber hätte ſich dazu nicht um alle Freuden des Paradieſes herbeigelaſſen, ſondern bat den Fuhrmann, ihn nur ſo ſchnell als möglich nach Scutari zu bringen.

Der Kapudan verſprach, gleichfalls recht bald und — da der Kiaja einen Umweg machte, während er direct durch

Stambul gehe — vielleicht noch früher als Jener dort einzutreffen.

»Dort? Ja, in Abrahams Schooß, im Paradieſe, da ſehen wir uns vielleicht wieder,« dachte der Kiaja und fuhr weiter, während der Kapudan ganz gemüthlich nach Stambul hineinritt.

Schon gewahrte er den Palaſt des Reis Effendi, an deſſen Fronte in großen Lettern zu leſen war:

»Tod dem Obermufti!«

»Tod dem Großvezier!«

»Tod dem Kapudan Paſcha!«

»Tod dem Kiaja Beg!«

»Hm!« dachte der Kapudan, »das hat ſicherlich ein Softa geſchrieben, denn die Schuſter können nicht ſchreiben; 's iſt übrigens eine hübſche Schrift; ich möchte den Mann zum Schreiber haben.«

Als er ſich dem Palaſte näherte, ſah er daſelbſt eine ungeheure Menſchenmenge, darunter einen berittenen Trompeter mit einer langen Poſaune, mit einem jener meilenweit hörbaren, endloſen Inſtrumente, deren man ſich noch bei jedem Aufſtande in Stambul bedient hat.

Der auf das Trompetengeſchmetter herbeigeſtrömten Menge verkündete nun der Ausrufer Folgendes:

»Bewohner von Iſtambul, rechtgläubige Muſelmänner! Im Namen unſeres Commandanten, des Janitſcharenhäuptlings Halil Patrona, und des Richters von Stambul, Sulali Haſſan, fordere ich alle rechtgläubigen Muſelmänner auf, ihre Läden zu ſchließen, ihre Arbeit im Stiche zu laſſen und ſich auf den Hauptplätzen zu verſammeln, nur die Bäcker und Fleiſcher müſſen ihre Läden offen halten. Wer dagegen handelt, deſſen Laden wird der Plünde-

rung preisgegeben. Die ungläubigen Giaurs aber, die in Stambul wohnen, mögen in ihren Häuſern bleiben und ſich ja nicht herausrühren, dann wird ihnen kein Leides geſchehen. Das gebe ich Euch kund und zu wiſſen im Namen Halil Patrona's und Sulali Haſſan's.«

Der Kapudan ließ den Ausrufer ausreden, dann ſprengte er zu ihm hin, riß ihm die Poſaune aus der Hand und haute ihm ſie dergeſtalt an den Rücken, daß es heraushallte wie aus einem hohlen Faſſe; dann rief er mit donnernder Stimme der verſammelten Menge zu:

»Ihr nichtswürdiges Geſindel! Ihr ſchmutzigen Tagdiebe, Ihr ſchlammtretenden Gründlingfänger, Ihr pechfreſſenden Pantoffelflicker, Ihr faullenzenden Opiumkauer, Ihr erbärmliches Krämerpack, Ihr betrunkenen Karrenzieher, Ihr elende Lumpenbagage! Ich rede jetzt zu Euch, ich, Abdi, der Kapudan Paſcha! Warum kann ich nicht die Zunge eines Giaurs borgen, um Euch auszuſchelten, wie Ihr's verdient. Was wollt Ihr denn noch? Habt Ihr denn nicht zu eſſen und zu trinken? Iſt Euch der Friede ſchon zu langweilig, daß Ihr nun Krieg wollt? Krieg? Ja freilich! Aber Ihr bliebet hübſch fern vom Schuſſe, und bekriegtet unterdeſſen daheim Frauen und Jungfrauen, erſtürmtet nicht Feſtungen, aber Kaufläden? Packt Euch nach Hauſe, woher Ihr gekommen ſeyd; wer binnen einer Stunde noch auf der Straße betroffen wird, der kann ſich ſeinen Kopf vor dem Gerechtigkeitszelte *) ſuchen.«

Damit ſprengte der Kapudan mitten durch die dichteſten Volkshaufen davon. Die Leute wichen ſcheu zurück und der

*) So hieß das Zelt des Sultans am Pfeilplatze, wo die Köpfe der Hingerichteten ausgeſteckt wurden.

Kapudan ſah mit Vergnügen, wie Alles ſich in die Häuſer verkriecht und nach und nach Straßen und Dächer immer leerer werden.

So ritt er, ohne auf Widerſtand zu ſtoßen, in die Stadt hinein. An jeder Straßenecke ſtieß er in das Horn, welches er dem Ausrufer abgenommen hatte, und tractirte das zuſammengerottete Volk mit den auserleſenſten Phraſen, worauf ſich die Gruppen faſt überall raſch zerſtreuten.

Als er nach dem Bezeßtan kam, fand er alle Kaufläden geſchloſſen.

»Oeffnet eure Läden, Ihr Hunde,« brüllte er den in Gruppen umherſtehenden Kaufleuten zu. »Juckt Euch vielleicht die Sohle oder habt Ihr um ein paar Naſen und Ohren zu viel? Oeffnet ſchnell eure Läden, denn wer's nicht thut, den laſſe ich vor ſeiner Ladenthüre aufhängen.«

Die beſtürzten Kaufleute gehorchten ſchweigend dem Befehle.

Von hier ritt der Kapudan nach dem Atmeidan (nicht zu verwechſeln mit dem Etmeidan).

Am Fleiſchmarkte wogte eine unabſehbare Menſchenmenge auf und nieder und machte dabei einen ſo hölliſchen Lärm, daß die Stimme der Volksredner ſelbſt von den eigenen Leuten, welche ſie auf irgend eine Säule der Fontaine emporhoben, nicht mehr gehört werden konnte.

Aber der ſchmetternde ſchrillende Ton der Poſaune, welche vom Kapudan aus vollen Lungen bearbeitet wurde, übertönte den Lärm und Alles wendete ſich nach der Seite hin, von welcher der Ton herkam.

Nun erhob ſich Abdi im Sattel und rief mit donnernder Stimme:

»Wahnwitziges Volk! Seyd Ihr verrückt, daß Ihr Euch mit eigenen Händen den Kopf abreißen wollt? Wollt Ihr denn den Boden eindrücken, daß Ihr Euch in ſolcher Menge an einem Platze zuſammendrängt? Iſt einer von Euch von einem wüthenden Hunde gebiſſen worden und will nun die Wuth Euch Allen einimpfen? Daß doch der Himmel über Euch zuſammenbräche, daß doch dieſe Häuſer auf Euch niederſtürzten und Euch alleſammt begrüben, daß Ihr doch plötzlich zu vierfüßigen Thieren würdet, die nichts weiter können als bellen; ducket Euch elende Taugenichtſe und trollet Euch heim; ich will keinen Laut mehr auf der Straße hören, denn wenn Ihr Euch rührt, ſo laſſe ich — das ſchwöre ich Euch beim Allah — Stambul in einen Schutthaufen zuſammenſchießen, wo Niemand mehr wohnen kann als Schlangen und Fledermäuſe und eure verfluchten Seelen, Ihr Hunde!«

Niemand wagte zu ſprechen; Jeder ſteckte den Schimpf ruhig ein, drückte ſich und ging. Halil war nicht zugegen; wäre er zugegen geweſen, er hätte ſicherlich zu antworten gewußt.

So ward Abdi auch hier mit den Aufrührern bald fertig und gelangte endlich nach dem Etmeidan.

Hier hatte mittlerweile nicht nur das erſte, ſondern auch das fünfte Janitſcharenregiment ſeine Keſſel aufgeſtellt und eine Truppe Janitſcharen, welche ſich aus dem Lager davon gemacht hatte, umſtand die beiden Keſſel.

Abdi Paſcha ſprengte ſo raſch heran, daß ſie ihn erſt gewahrten, als er ihnen ſein: »Legt die Waffen ab!« zudonnerte.

Erſchrocken blickten Alle den Kapudan an. Wie konnte der hierher kommen? Niemand wagte es gegen ihn das

Schwert zu zücken, aber es gehorchte auch Niemand ſeinem Befehle. Auch hier war Patrona nicht zugegen.

In der Mitte des Platzes war die Fahne des Aufruhrs ausgeſteckt. Abdi Paſcha ritt geraden Weges auf ſie zu, — die Janitſcharen ſahen ihm betroffen nach.

Plötzlich aber ſpringt Muſſzli hervor, eilt dem Kapudan voraus und bemächtigt ſich der Fahne.

»Gib mir die Fahne, mein Junge,« ſagte Abdi Paſcha mit der Ruhe eines echten Seemannes.

Muſſzli war noch nicht hinlänglich gefaßt, um antworten zu können, aber er machte wenigſtens mit dem Kopfe eine verneinende Bewegung.

»Gib mir die Fahne, Janitſchar,« wiederholte Abdi, ſeinen Gegner feſt ins Auge faſſend.

Muſſzli antwortete nicht, ſondern wickelte die Fahne ganz ruhig um den Schaft.

»Die Fahne her!« donnerte Abdi zum dritten Male und zog ſeinen Säbel.

Muſſzli kehrte noch immer ganz ruhig den Schaft um, daß das untere mit einem Spieß verſehene Ende, welches in der Erde geſteckt war, in die Höhe ſchaute, und ſagte:

»Ich habe allen Reſpect vor Dir, Abdi Paſcha, und will Dir nichts zu Leide thun, wenn Du Dich ruhig deiner Wege ſcherſt. 's wäre mir auch lieber, Du würdeſt im Kampfe gegen die Giaurs gefallen ſeyn, denn Du verdienſt es, daß dein Name verherrlicht werde, aber die Fahne begehre nicht von mir, denn wenn Du Dich noch um einen Schritte näherſt, ſo müßte ich mir die Freiheit nehmen, Dir die kothige Spitze durch den Leib zu rennen.«

Bei dieſen Worten faßten die Janitſcharen neuen Muth,

ſie ſprangen auf, zogen ihre Säbel und ſchaarten ſich um Muſſzli.

»Es thut mir leid um Euch, brave Janitſcharen.«

»Und uns thut's leid um Dich, ruhmgekrönter Kapudan Paſcha,« entgegnete Muſſzli.

Abdi verließ den Etmeidan; er ſah, wie ſich das Volk überall, wo er ſich zeigte, ſogleich zerſtreute, aber er ſah auch, wie es ſich, ſobald er vorüber war, hinter ihm wieder zuſammenrottete.

»Die ſind nur durch Waffengewalt zu bändigen,« dachte er und ritt durch die Stadt, ohne daß ihm auch nur ein Haar gekrümmt worden wäre.

* * *

Draußen im Lager ward unterdeſſen großer Kriegsrath gehalten. Auf die Nachricht vom Ausbruche des Aufſtandes, den der geflüchtete Kiaja und der Janitſcharen-Aga mit den grellſten Farben ſchilderten, ließ der Sultan die Heerführer, die Ulemas, den Großvezier, den Mufti, die Scheiks und Chodſchagiane nach ſeinem Palaſte am Meeresufer zuſammenberufen.

Eine Stunde früher hatte er ſich bereits mit ſeiner in demſelben Palaſte wohnenden älteren Schweſter, mit der weiſen Sultanin Khadidſcha beſprochen.

Aber jetzt war guter Rath theuer.

Der Großvezier meinte, der Sultan ſolle in Bruſſa zurückbleiben, die Armee aber ſogleich nach Tebris dem Feinde entgegen rücken. Wenn die Vereinigung mit Abdullah Paſcha vielleicht noch zu bewerkſtelligen wäre, dann ſey Alles gerettet; Stambul bleibe unterdeſſen ſich ſelbſt über-

laſſen, die Rebellen mögen machen, was ſie wollen; iſt nur erſt der Feind geſchlagen, dann werde ſchon auch an ſie die Reihe kommen.

Der Mufti glaubte nicht, daß man mit dem Heere in dieſem Augenblicke eine Schlacht wagen könne, aber er wünſchte dasſelbe jedenfalls von Stambul entfernt zu ſehen, damit es von dem aufrühreriſchen Geiſte nicht auch angeſteckt werde.

Der Kiaja rieth, mit den Rebellen zu unterhandeln und ſie ſo zu beſchwichtigen.

Der Sultan nickte zuſtimmend und auch die Sultana Khadidſcha pflichtete dieſer Anſicht bei.

Nur verſtand der Kiaja die Sache ſo, daß es, wenn man ſich in Unterhandlungen einläßt, ein Leichtes ſeyn dürfte, die Häupter des Aufſtandes nach einander aus dem Wege zu räumen, — die Khadidſcha aber meinte ganz im Stillen, die Rebellen wären am ſchnellſten zu verſöhnen, wenn ihnen der Sultan den verhaßten Kiaja Beg und wen ſie etwa noch verlangen ſollten, ausliefern würde. Und zwiſchen dieſen beiden Anſichten iſt jedenfalls ein bedeutender Unterſchied.

Der Sultan hielt den Rath des Kiaja für den beſſern.

In dieſem Augenblicke trat der Kapudan Abdi Paſcha in den Conferenzſaal.

Alle Blicke wendeten ſich ſtaunend dem Eintretenden zu; nach der Schilderung des Kiaja hätte der Kapudan ſchon längſt in tauſend Stücke zerriſſen ſeyn müſſen.

Der Admiral betrat den Palaſt mit derſelben Kaltblütigkeit, mit welcher er durch die in vollem Aufruhr befindliche Stadt geritten war. Zu allererſt erkundigte er ſich bei

den Thürhütern, ob ſeine Gärtner mit den Tulpen noch nicht eingetroffen ſeyen? Sie waren noch nicht da. »Wo ſie nur bleiben mögen? Ich habe unterdeſſen ganz Stambul durchritten.«

Dann grüßte er den Sultan und nahm auf deſſen Wink unter der Generalität Platz.

Alle betrachteten ihn noch immer voll Erſtaunen, als wären ſie noch immer in Zweifel darüber, ob nicht vielleicht nur ſein Geiſt unter ihnen weile.

»Du warſt in Stambul?« fragte ihn endlich der Großvezier.

»Ich komme ſo eben von dort.«

»Was will das Volk?« fragte der Padiſchah.

»Es hat Hunger und Durſt.«

»Nach Blut,« flüſterte der Mufti vor ſich hin.

»Und worüber beſchwert es ſich denn?«

»Daß das Schwert nicht von ſelber Krieg führt, daß die Erde nicht von ſelbſt Brot trägt, daß Wein und Kaffeh nicht aus der Dachtraufe rinnen.«

»Du nimmſt die Sache ſehr leicht. Wie glaubſt Du den Aufruhr beſchwichtigen zu können?«

»Die Sache iſt ſehr einfach; die Schuhflicker und Krämer von Stambul ſind wirklich keinen Schuß Pulver werth; 's wäre auch Jammerſchade um die armen Teufel; viele von ihnen haben Weib und Kind. Die eigentlichen Wühler ſind die Janitſcharen; aus ihrer Mitte ſind die Häupter des Aufruhrs hervorgegangen; aber es wäre Schade ſich mit denen, die in Stambul das Volk aufhetzen, abgeben zu wollen; man läßt ſie lieber gleich regimentweiſe aufmarſchiren und jeden zehnten Mann erſchießen, das hilft gewiß.«

Die Heerführer entſetzten ſich über dieſen Gedanken. Wer würde dergleichen wagen?!

»Ich würde es ſo machen,« ſagte Abdi ganz kurz und verſank dann in tiefes Schweigen.

Endlich nahm der Sultan wieder das Wort.

»Ehe Du kamſt, haben wir auf Anrathen des Kiaja Beg beſchloſſen, mit der Fahne des Propheten und den Prinzen nach Stambul zurückzukehren.«

»Auch nicht ſchlecht,« entgegnete Abdi, »deine Anweſenheit, erlauchter Herr, wird den Tumult beſchwichtigen. Laſſe die Fahne des Propheten oberhalb des Serailthores ausſtecken, der Mufti und Iſpirizade mögen die Moſcheen Aja Sofia und Achmedie öffnen laſſen und das Volk zum Gebete rufen. Damad Ibrahim bleibt unterdeſſen mit der Armee draußen ſtehen, um im Nothfalle zur Bewältigung der Aufrührer ſogleich bei der Hand zu ſeyn ... Der Kiaja Beg möge gleichzeitig die Beſatzung des Serails Dſchebedſchis, Cſauße und Boßtandſchis zuſammenraffen und die Straßen ſäubern laſſen, und wenn Eines oder das Andere mißglückt, werde ich von der See her mit meinen Kanonen das letzte Wort dareinreden.«

Sultan Achmet ſchüttelte den Kopf.

»Wir haben anders beſchloſſen. Ihr dürft nicht von meiner Seite weichen; der Großvezier, der Mufti, der Kapudan Paſcha und der Kiaja begleiten mich.«

Während der Padiſchah die vier Namen nannte, hütete er ſich wohl irgend eine der betreffenden Perſonen dabei anzuſehen.

Denn dieſe vier Namen waren es, die an allen Straßenecken prangten; die Köpfe dieſer vier Männer verlangte das Volk und ſein Führer Halil Patrona.

Was hatten ſie gegen das Volk verbrochen? .'.. Daß ſie zufällig in einem Momente, wo ſchweres Unglück über das Land hereinbrach, die höchſten Staatswürden bekleideten ... Was hatten ſie gegen Halil verbrochen? . . . daß ſie Gül-Bejaze gemartert!

Die Miniſter verneigten ſich ſtumm.

In dieſem Augenblicke trafen Abdi's Leute mit den Tulpen ein; der Padiſchah war von der Schönheit derſelben ganz entzückt und befahl, ſie der Sultana Aſſzeki nach Conſtantinopel zu bringen und ihr zu melden, daß auch er, der Sultan, bald wieder nachkommen werde. Abdi aber klopfte er auf die Schulter und ſchwur mit Thränen in den Augen, der Kapudan ſey ihm der liebwertheſte Mann im Reiche.

Der Kapudan küßte das Kleid des Sultans, dann ſagte er lächelnd zu Ibrahim, Abdullah und dem Kiaja, die mit ihm zurückgeblieben waren:

»Abdullah, wackerer Ibrahim und Du Kiaja . . . für unſere vier Köpfe würde ich von dieſem Augenblicke an nicht eine taube Nuß mehr geben.«

Damad Ibrahim ließ traurig das Haupt ſinken und ſeufzte verzagt:

»Armer armer Sultan!«

Alle vier folgten Achmet nach dem Schiffe, — feſt überzeugt, daß der Sultan zuerſt ſie alleſammt fallen laſſen, dann aber ſelber ſchmählich fallen werde.

VIII.

Die verkehrte Welt.

Damals war Halil Patrona bereits Herr von ganz Stambul.

Die Rebellenhäuptlinge traten in der mittleren Moſchee zuſammen und ſandten von da ihre Befehle aus.

Um ſechs Uhr (nach der chriſtlichen Rechnung zehn Uhr) Abends landete das Schiff mit dem Sultan, den Prinzen, Miniſtern und der heiligen Fahne neben dem Kiosk vor dem Kanonenthore.

Im Innern des Serails wußte Niemand, wie die Sachen draußen ſtehen. Wilder Lärm und Poſaunengeſchmetter hallte durch die Stadt, am Kirchhofe brannten ringsum die Wachfeuer. »Ach, warum kann ich ihnen nicht von der See aus ein paar Granaten hineinſenden,« ſeufzte der Kapudan, »wie ſie da zu Kreuze kriechen möchten!«

In der Vorhalle jenes Gemaches, in welchem der Mantel des Propheten aufbewahrt wird, begegnete der Kislar Aga Elhadſch Beſchir den eben ankommenden Miniſtern. Als er ihrer anſichtig wurde, rieb er ſich mit geheimnißvollem Lächeln die Hände, — ein Lächeln, das ſeinem häßlichen Geſichte mit den geſpaltenen Lippen einen noch viel häßlicheren Ausdruck verlieh. Auf die Frage des Padiſchah: was denn die Aufrührer eigentlich wollten? antwortete der liebe Mann ganz demüthiglich: das wiſſe er wirklich ſelber nicht!

Dieſes höhniſche Lächeln, dieſes ſchadenfrohe Reiben der Hände, an denen ihm ſein ehemaliger Gebieter wegen eines Schelmenſtreiches die Daumen abſchneiden ließ, galten allen Anweſenden für eine ſehr ſchlimme Vorbedeutung.

Elhadſch Beſchir Aga verſah damals bereits ſeit vierzehn Jahren ſein Amt und hatte während dieſer Zeit acht Großveziere begraben und eben ſo viele ihrer Würde entſetzen geſehen.

Wie ſollte der arme Mann wiſſen, was die Aufrührer wollten?

Damad Ibrahim hielt es für das Gerathenſte, den ehemaligen Richter von Stambul, Szulali Haſſan, holen zu laſſen, da der Kapudan Paſcha vom Ausrufer dieſen Namen neben dem Halil Patrona's nennen gehört hatte.

Szulali war eben in ſeinem Sommerluſthauſe und eilte auf den erſten Ruf nach dem Serail; dort betheuerte er, ſein Name ſey von den Rebellen mißbraucht worden, und er wiſſe von ihrem ganzen Vorhaben auch nicht eine Sylbe.

»So nimm Dir den Chaſſzeki Aga und zwanzig Boſtandſchis mit, — ſuchet Halil Patrona auf und fraget ihn, was er eigentlich verlangt.«

»Es iſt wirklich Schade, dieſe ehrenwerthen Leute zu bemühen, mächtigſter Sultan,« ſagte Abdi mit unverhohlener Bitterkeit; »wenn Dir darum zu thun iſt, ſo kann auch ich Dir ſagen, was die Rebellen verlangen, denn ich habe es Schwarz auf Weiß an den Straßenecken geleſen. Sie verlangen die Auslieferung deiner vier Miniſter, drei davon ſind: der Mufti, der Großvezier, der Kiaja, der vierte iſt meine Wenigkeit. Liefere uns aus — aber nicht lebend; laß uns hinrichten und Du wirſt ihnen den Mund geſtopft haben. Wirf uns ihnen in den Rachen, damit ſie gefät-

tigt werden. Du weißt, daß ſelbſt das wüthendſte Raubthier Niemanden mehr etwas zu Leide thut, wenn es einmal ſatt iſt.«

Der Sultan wagte es nicht die Augen aufzuſchlagen, aber er that, als ob er die Worte des Kapudan nicht gehört hätte, und befahl dem Chaſſzeki Aga:

»Suche Halil Patrona auf und begrüße ihn im Namen des Padiſchah!«

. . . Halil Patrona, der Trödler, der Tabakkrämer, ſollte im Namen des Padiſchah, des Herrn aller Länder, des Fürſten aller Fürſten, des Gebieters aller Schahs, Chans, Deys und Großmoguls, begrüßt werden. — Wer hätte das noch vor drei Tagen für möglich gehalten!

»Und melde ihm,« fuhr der Sultan fort, »daß alle gerechten Wünſche des Volkes erfüllt werden ſollen, wenn es verſpricht, daß es dann wieder friedlich auseinandergehen wolle.«

Szulali und der Chaſſzeki Aga mit den zwanzig Boſtandſchis bahnten ſich durch die dichtgedrängten Volksmaſſen einen Weg bis zur mittleren Moſchee. Unterwegs wurden nicht mehr als neun Boſtandſchis von den Rebellen erſchlagen, die übrigen eilf erreichten glücklich die Moſchee.

Dort ſaß — wie einſt Dſchingiſchan — auf einer ausgebreiteten Kamelhaut der Rebellenhäuptling Halil und dictirte den vor ihm ſitzenden Softas Befehlsſchreiben und Ernennungsdecrete.

Als ihm die wachhabenden Janitſcharen meldeten, der Chaſſzeki des Sultans ſey draußen und wünſche mit ihm zu ſprechen, erwiederte er ganz trocken:

»Er kann warten; zuerſt kommen würdigere Männer an die Reihe.«

Und wer waren dieſe würdigeren Männer?

Der alte Meiſter Suleiman, der mit Gewalt von ſeinem Hausboden, wo er ſich verſteckt hatte, hierher geſchleppt wurde und für welchen Halil ſo eben das Ernennungsdecret zum Reis Effendi dictirte.

Halil Patrona trug noch immer die Uniform eines gemeinen Janitſcharen: den blauen Dolman, die bis ans Knie reichenden Pluderhoſen, unter denen die nackten Waden hervorſchauten; nur am Turban hatte er den ſchwarzen Reiherbuſch mit einem weißen vertauſcht, und an ſeiner Seite hing das Schwert des Großveziers, deſſen Palaſt in der Vorſtadt Galata eine Stunde zuvor der Erde gleich gemacht worden war.

Mit dem in den Griff dieſes Säbels gravirten Siegel beglaubigte Halil die von ihm ausgefertigten Urkunden.

Nach Suleiman kam der Sattler Mohammed an die Reihe, — ein ſtarker, feſtgebauter Mann, der's im Ringen mit Zweien oder Dreien aufnahm; den machte Halil zum Aga.

Dann folgte ein Cſauß, Namens Orli, den ernannte er zum General-en-chef, — Ibrahim, einen ehemaligen Schulmeiſter, mit dem Spitznamen »der Verrückte«, zum Oberrichter von Stambul, und in dem Augenblicke als Szulali eintrat, winkte er auch dieſen zu ſich und ſagte zu ihm:

»Du wirſt Statthalter von Anatoli.«

Szulali verbeugte ſich tief.

»Ich danke Dir, Halil. Mache aus mir, was Du willſt; aber zuvor höre an, was Dir der Padiſchah durch mich ſagen läßt, denn ich bin noch immer ſehr in Zweifel, ob Du eigentlich Herr der Moslims biſt oder Sultan Achmet? Darum ſage mir vor Allem, was verlangt Ihr vom Sul-

tan? Wenn eure Wünſche gerecht und billig ſind und wenn Ihr dann wieder friedlich auseinander zu gehen verſprechet, ſo ſoll Euch Alles gewährt werden.«

Halil richtete ſich raſch empor und antwortete mit ſtrenger, ſtoiſcher Miene:

»Was wir verlangen, läßt ſich in wenige Worte faſſen: wir verlangen, daß die vier Hauptverräther ausgeliefert werden, die an allem Unheil, welches das Land getroffen, Schuld ſind, nemlich: der Kulkiaja, der Kapudan, der Mufti und der Großvezier.«

Szulali ſchüttelte den Kopf.

»Du verlangſt zu viel, Halil.«

»Heute verlange ich *viel*, morgen werde ich *mehr* verlangen. Wenn Ihr heute einwilligt, ſo habt Ihr morgen Ruhe; kommt Ihr aber erſt morgen, dann ſollt Ihr weder morgen noch übermorgen Ruhe haben.«

Szulali kehrte zum Sultan und den Miniſtern zurück, welche noch immer beiſammen waren.

Mit unbeſchreiblicher Spannung ſahen ſie der Antwort Halil's entgegen.

Aber Szulali wagte es nicht, Alles auf einmal zu ſagen; er ließ es tropfenweiſe aus ſich herauspumpen.

»Ich weiß nun, was die Rebellen wollen; ſie verlangen die Auslieferung des Kiaja Beg.«

Der Kiaja wurde todtenblaß.

»Er iſt ein alter treuer Diener meines Hauſes,« ſeufzte der Sultan; »doch wenn's nun einmal ſeyn muß, ſo ſollen ſie ihn haben.«

Der Kiaja taumelte faſt beſinnungslos zu den Boſtandſchis hinüber.

»Ferner verlangen ſie . . .« fuhr Szulali fort.

»Noch mehr?«

»Sie verlangen auch den Kapudan Paſcha.«

»Auch ihn? Meinen bewährteſten Helden?« rief der Sultan ſchmerzerfüllt.

»Maſh-Allah!« entgegnete der Kapudan heiter, »mich können ſie haben.« Dann ſtellte er ſich mit unerſchütterlichem Gleichmuthe unter die Boſtandſchis. »Weine nicht um mich, mächtigſter Padiſchah. Der Held wird auch auf dem Schaffot einen Heldentod zu ſterben wiſſen; dort wie überall ſterbe ich ja für Dich. Führt uns fort, Boſtandſchis. Was zittert Ihr Jungen? Wer von Euch verſteht es am beſten, die Schnur zuſammenzuziehen? Na, ſeyd außer Sorgen, ich will Euch's ſchon lehren; ich werde mir die Seidenſchnur ſchon ſelber zurecht legen. Es lebe der Sultan!«

Damit verließ er, ohne den Säbel abzulegen, und den Boſtandſchis vorauseilend, den Saal.

»Dann verlangen ſie noch den Großvezier und den Mufti,« platzte Szulali endlich heraus.

Der Sultan fuhr entſetzt von ſeinem Sitze empor.

»Nein, nein, das kann nicht ſeyn! Du wirſt ſchlecht gehört haben. Der Mann, der Dir geantwortet, muß wahnſinnig geweſen ſeyn oder er ließ ſich zu ſehr vom Zorn übermannen. Soll ich meine beſten Leute um ſolcher Fehler willen opfern, die ich ſelber beging und von denen gerade ſie mich abhalten wollten? Ihr Blut würde gegen mich zum Himmel ſchreien. Gehe zurück, Szulali, und ſage Halil: ich bitte, ich beſchwöre ihn, er möge abſtehen von dem Verlangen, dieſe zwei weißen Bärte im Staube liegen zu ſehen, — er möge ſich damit begnügen, wenn der Großvezier und der Mufti entſetzt und verbannt werden; ſie ſind fürwahr nicht ſchuldig. Trachte auch, den Kapudan und

den Kiaja zu retten; ſie ſollen vor deiner Rückkehr nicht ausgeliefert werden.«

Szulali begab ſich abermals zu Halil. Vom Kapudan und Kiaja getraute er ſich gar nicht zu ſprechen. Er wußte, daß der Kapudan Gül-Bejaze gefangen nahm, als ſie zur See flüchten wollte und daß der Kiaja ſie in das Gefängniß für ehrloſe Dirnen ſperren ließ; er flehte daher nur um Gnade für den Großvezier und den Mufti.

Halil ſchien eine Weile zu überlegen . . . Da erinnerte er ſich plötzlich der Vorfälle im Palaſte an den ſüßen Gewäſſern, er erinnerte ſich daß Gül-Bejaze auch in den Armen des Großveziers ohnmächtig geworden und nun hörte er nichts mehr von all dem, was ihm Szulali von Ibrahims weißem Barte erzählte.

»Der Großvezier muß ſterben,« antwortete er, »Abdullah möge leben — in der Verbannung (er hat Gül-Bejaze nie etwas zu Leide gethan).«

Szulali kehrte nach dem Serail zurück.

»Den Mufti will Halil leben laſſen, aber die anderen Drei müſſen ſterben.«

Achmet ſprang, dem verwundeten Löwen gleich, von ſeinem Divan empor und riß den Säbel aus der Scheide.

»Nun ſo kommt heran, Ihr tapferen Rebellen! Wenn Ihr die Köpfe meiner Diener wollt, ſo holt Euch ſie . . . holt Euch ſie aus meinen Händen . . . Nein, ich laſſe keinem von Euch auch nur ein Haar krümmen und wenn ſie Euch holen kommen, ſo ſollen ſie erfahren, ob Mohammeds Schwert noch eine Schneide habe! Steckt die Fahne des Propheten am Thore des Serails aus. Wer ein Rechtgläubiger iſt, der tritt auf meine Seite. Sendet Ausrufer

in die Straßen und laſſet verkünden: das Serail ſey in Gefahr und wer einſt im Himmel Allah's Angeſicht zu ſehen wünſcht, der möge zur Vertheidigung der Fahne herbeieilen! Ich werde die Boſtandſchis um mich verſammeln und mit ihnen die Thore des Serails vertheidigen.«

Die beiden Greiſe küßten die Hand des Sultans . . . hätte er ſich rechtzeitig zu ermannen gewußt, wie ganz andere Dinge würde uns die Geſchichte von ihm zu erzählen haben!

Oberhalb des Mittelthores wurde ſogleich die »Fahne der Gefahr« ausgeſteckt und blieb dort bis zum frühen Morgen.

Gegen Morgen kamen auch die Ausrufer zurück und meldeten, es ſey ihnen nicht möglich geweſen, über die Moſchee Aja Sofia hinaus zu gelangen, — das Volk habe ihre Aufforderung mit einem Steinhagel beantwortet.

So hing denn die grüne Fahne einſam und verwaiſet vor dem Thore des Serails, Niemand ſchaarte ſich um ſie, ja nicht einmal der Wind ſchien ſich um ſie zu kümmern und ſo ſenkte ſie denn matt und verdroſſen die Fittige gegen den Schaft hinab.

Die Ausſteckung der grünen Fahne am Thore des Serails iſt ein höchſt ſeltenes Ereigniß in der türkiſchen Geſchichte. Es pflegte dies ſtets nur in Zeiten höchſter Gefahr zu geſchehen und war eine dringende Aufforderung an jeden Muſelmann, die Waffen zu ergreifen, den Herd und die Pflugſchar zu verlaſſen und zum Schutze Allah's und ſeiner Geſalbten herbeizueilen. Jeder Osmane, der zu ſolcher Zeit noch ſäumte, Gut und Blut dem Padiſchah zu Fü-

ßen zu legen, ſchien unrettbar der ewigen Verdammniß anheim gefallen.

Es läßt ſich hieraus die entſetzliche Größe jenes Schreckens ermeſſen, der ſich aller Bewohner der Serails bemächtigte, als ſie ſahen, daß ſich Niemand um die heilige Fahne kümmere. Die Ausrufer verſprachen jedem Soldaten, der unter dieſe Fahne tritt, ein Handgeld von dreißig Piaſter und eine tägliche Soldzulage von zwei Aſpern; fünf oder ſechs Männer folgten dem Rufe, aber ſo viele auf der einen Seite herbei kamen, eben ſo viele ſchlichen ſich auf der andern wieder davon und Nachmittags war Niemand unter der Fahne zu ſehen.

Abends wurde die Fahne am zweiten Thore ausgeſteckt, oberhalb deſſen die höchſten Staatsbeamten ſchliefen; die Beziere befanden ſich unterdeſſen im Audienzſaale, der Statthalter Damadzade lag krank im Gemache des Sultan Murad, der Mufti und die Ulemas lagen in der von den Boſtandſchis beſetzten Vorhalle umher. Sultan Achmet begab ſich die ganze Nacht nicht zu Bette, ſondern ſchritt in höchſter Unruhe von Gemach zu Gemach und erkundigte ſich fortwährend, ob denn noch Niemand von der Armee ihm zu Hilfe komme? ob ſich Niemand unter die heilige Fahne ſtelle? Kalter Schweiß ſtand ihm an der Stirne, als er überall ein bitteres »Nein« als Antwort vernahm. Die Wachpoſten auf den Dächern meldeten, die Wachfeuer der Rebellen ſeyen bereits bedeutend nähergerückt, als ſie in der vergangenen Nacht waren; gegen Scutari hin ſey jedoch kein einziges Wachfeuer zu ſehen, — ein Beweis, daß auch die Armee ganz im Stillen nach Stambul zurückgekehrt ſey und mit den Aufrührern gemeinſame Sache mache.

Um ſich von der Wahrheit all dieſer Angaben zu über-

zeugen, beſtieg Sultan Achmet ſelber das Dach, dann ſchritt er wieder von unſäglicher Angſt gefoltert von Saal zu Saal, um zu ſehen, ob der Großvezier, der Kiaja und der Kapudan nicht etwa ſchlafen.

Der Kapudan ſchlief wirklich, der Kiaja lag von Fieber gerüttelt, der Großvezier betete, — gewiß nicht für ſich, ſondern nur für den Sultan! Endlich erwachte der Kapudan; die Angſt, welche der Sultan um ihretwillen ausſtand, ging ihm zu Herzen.

»Was gehſt Du ſo unruhig auf und nieder und weckſt uns jeden Augenblick aus dem Schlafe, mächtiger Padiſchah? Wir ſind nicht todt, — ſey unbeſorgt und begib Dich auch in deinen Harem zur Ruhe, die Aufrührer haben es ja nur auf uns abgeſehen. Allah kerim! Was liegt daran, wenn wir einmal einen etwas längeren Schlaf thun? — einen Schlaf auf ewig, wie man hienieden ſagt?! Wenn die Poſaunen der Engel zur Auferſtehung rufen, dann erwachen wir ſicherlich eben ſo gut, wie alle Anderen . . .«

Achmet nahm ſich die Worte des Kapudan zu Herzen und verſchwand gegen Morgen aus den Gemächern; als man ihn ſpäter ſuchte, wollte er den Harem nicht verlaſſen.

Die vier Männer wußten ſchon, was das zu bedeuten habe.

Beim erſten Morgengrauen wurde der Mufti von Szulali Effendi und Iſpirizade zum Frühgebete abgeholt.

Die Ulemas waren bereits in der Moſchee verſammelt; als der Mufti ihrer anſichtig wurde, traten ihm die Thränen in die Augen und ſchluchzend ſprach er zu ihnen:

»Seht, hier bringe ich Euch meinen weißen Bart!

Wenn Ihr meint, er ſey nicht in Ehren weiß geworden, nun ſo waſchet ihn mit meinem Blute rein; — nehmt mir die wenigen Tage, die mir Allah noch zum Leben gegönnt, wenn ſie Euch zu viel ſcheinen.«

Die Ulemas aber ſtanden ehrerbietig auf, erhoben ihre Hände und riefen:

»Davor möge uns Allah bewahren!«

Als das Gebet beendet war, begaben ſie ſich durch die inneren Gärten nach dem Kiosk Eriwan, wo ihrer bereits der Großvezier harrte; bald kamen auch der Kapudan und der Kiaja hinzu, ganz zuletzt der kranke Damadzade, der Richter von Medina, Muſtapha Effendi und Segban Paſcha.

»Ihr ſeht hier einen verlorenen Menſchen vor Euch,« rief der Großvezier den Eintretenden entgegen, »ich und meine Collegen ſind die Sühnopfer; der Mufti wird vielleicht mit dem Leben davonkommen, wir andern Drei ſehen den Morgenſtern nicht mehr aufgehen, es konnte nicht anders kommen. Wir mußten den Sultan retten und unſer Leben iſt der einzige Preis, um den das ſeine zu erhalten iſt.«

»Ich habe es längſt geſagt,« fügte der Kapudan Paſcha hinzu, »man hätte uns ſchon geſtern den Rebellen ausliefern ſollen; ich fürchte, es werde heute ſchon zu ſpät ſeyn, ich fürchte, daß heute mit uns auch der Sultan verloren iſt. Man hätte nicht erſt die Fahne der Gefahr ausſtecken, ſondern uns augenblicklich hinrichten ſollen.«

»Ihr Drei begebt Euch nach der Richtſtube,« ſagte der Vezier zu ſeinen Gefährten, »binnen Kurzem folge ich Euch dahin; ich warte nur noch auf den Kislar Aga, der mir das Siegel des Reiches abnimmt und mich dadurch all meiner Amtspflichten enthebt.«

Die drei Männer nahmen zuerſt von Damad Ibrahim

Abſchied, dann umarmten ſie einander und ließen ſich von den Boſtandſchis fortführen.

Nun mußten die Ulemas vor Allem einen neuen Mufti wählen; Damadzade ſchützte ſeine Kränklichkeit vor, um die auf ihn gefallene Wahl abzulehnen. Die Ulemas wählten nun den Richter von Medina und vollzogen an ihm die Inveſtitur in Ermanglung eines weißen, mit einem grünen Mantel. *)

Dann wählten ſie aus ihrer Mitte zwei Männer: Seid Mohamed und Amadzade, um die geheimen Unterhandlungen zwiſchen dem Kislar Aga, als Boten des Sultans, und Halil Patrona fortzuſetzen.

Damad Ibrahim kannte den Kern dieſer geheimen Unterhandlungen nur zu gut und — ſegnete Allah, in deſſen Hand das Schickſal der Menſchen ruht.

Sultan Achmet ſaß in ſeinem Luſtgemache, neben ihm die ſchöne Aldſchaliß, vor ihm die vier blühenden Tulpen, die ihm Aboi Paſcha Tags zuvor geſchenkt hatte . . . Ach, die vier Tulpen blühten auch jetzt noch ſo ſchön!

Aldſchaliß ſchlang den Arm um den Nacken des Sultans und küßte ihn auf die Stirne, gleichſam als wollte ſie aus ſeiner Seele die trüben Gedanken hinwegbannen, welche ihm keine Zeit zur Ruhe, keine zur Freude, keine zum Lieben gönnten.

Nur an den Tulpen hängt ſein düſteres Auge; in ihren Anblick verſunken, gewahrt er kaum, daß der Kislar Aga Elhadſch Beſchir vor ihm ſtehe und ihm ein beſchriebenes Pergamentblatt vorhalte.

»Herr, lies hier die Antwort der Ulemas an Halil

*) Hammer-Purgſtall: Geſchichte des osm. Reiches.

Patrona und wenn ſie Dir gefällt, beſtätige ſie mit deiner Namensunterſchrift.«

»Was wollen ſie?« fragte Achmet leiſe, dann zog er ein Meſſer aus dem Gürtel und wühlte damit ringsum die Erde auf, in welcher die Tulpen ſteckten.

»Die Rebellen verlangen vor Allem die Verſicherung, daß ſie nicht verfolgt werden.«

»Die ſollen ſie haben.«

»Ferner verlangen ſie die Auslieferung des Kiaja Beg.«

Der Sultan ſchnitt raſch eine Tulpe ab und reichte ſie dem Kislar Aga hin.

»Da . . . nimm!«

Der Kislar Aga nahm erſtaunt die Tulpe aus der Hand des Sultans und fuhr fort:

»Dann ſolle ihnen auch der Kapudan Paſcha ausgeliefert werden.«

Der Sultan ſchnitt die ſchönſte der noch übrigen drei Tulpen ab.

»Da haſt Du!«

»Der Mufti ſoll verbannt werden.«

Der Sultan riß die dritte Tulpe ſammt dem Knollen aus und warf ſie dem Kislar Aga hin.

»Auch dieſe!«

»Endlich den Großvezier.«

Die letzte Tulpe ſchleuderte Achmet ſammt dem Geſchirr zu Boden und verhüllte dann ſein Angeſicht.

»O, verlange nicht mehr, ich bitte Dich darum . . . Du ſiehſt ja, daß ich Alles hingegeben habe.«

Damit reichte er ſeinen Siegelring hin, in welchen ſein Namenszug gravirt war, der Kislar Aga drückte das Siegel auf die Urkunde und entfernte ſich dann eilends.

Unterdeſſen ſchritt der Großvezier im Garten des Serails auf und nieder; hier ſuchte ihn der Kislar Aga auf, mit ihm kamen die Abgeſandten des Halil Patrona, Szuleiman, der neuernannte Reis Effendi, Orli und Szulali. In ihrer Gegenwart ſchritt der Kislar Aga auf Damad Ibrahim zu, küßte zuerſt die vom Sultan unterfertigte Urkunde und überreichte ſie dann dem Großvezier.

Damad Ibrahim berührte die Schrift mit der Stirne, dann mit den Lippen, durchlas ſie, zog ſeinen Siegelring vom Finger ab und übergab ihn ſammt der Urkunde dem Kislar Aga.

»Möge derjenige, der dieſen Ring nach mir tragen wird, glücklicher und weiſer ſeyn, als ich. Bringe dem Sultan meinen letzten Gruß. Ihr aber meldet Halil Patrona, daß Ihr Damad Ibrahim in die Richtſtube gehen und die Thüre des Henkergemaches hinter ſich verſchließen ſahet.«

Der Großvezier blickte umher und fragte, ob Niemand da ſey, der ihn bis zum Henkergemache geleiten wolle: da ſprang raſch ein Kajkdſchi (Schiffer) vor und erbat ſich die Erlaubniß den Großvezier begleiten zu dürfen.

Der Schiffer hatte einen ebenſo langen grauen Bart wie der Großvezier.

»Woher kennſt Du mich?« fragte Damad Ibrahim den alten Knaben.

»Ich habe einſt vor Belgrad mit Dir gekämpft, da wir Beide noch jung waren.«

»Wie heißeſt Du?«

»Manoli.«

»Ich kann mich Deiner nicht mehr erinnern.«

»Aber ich Deiner; denn Du haſt mich aus der Gefan-

genſchaft losgekauft und mich pflegen laſſen, als ich verwundet war.«

»Und deshalb begleiteſt Du mich jetzt nach dem Henkergemache . . . Ich danke Dir!«

Während des Geſpräches hatten Beide den Garten durchſchritten und die Thüre des erwähnten Gemaches erreicht; der Großvezier und Manoli traten ein.

Der Kislar Aga aber und die Abgeſandten der Rebellen warteten, bis Manoli endlich zurückkam; er hielt die Hände vor die Augen, wahrſcheinlich um ſeine Thränen zu verbergen. Der Großvezier war in jenen ſchauerlichen Räumen zurückgeblieben.

»Morgen werdet Ihr ſeinen Leichnam ſehen können,« ſagte der Kislar Aga beim Abſchiede von den Abgeordneten.

»Wir hätten ſie doch lieber lebend gehabt,« erwiederte der neugebackene Reis Effendi mit echt barbariſcher Grauſamkeit.

Szulali kehrte noch am nemlichen Abend zurück und meldete, Halil habe gegen die Freilaſſung des Muftis nichts mehr einzuwenden.

Nach Mitternacht verließ der Greis ſeine Gefährten, aber noch graute der Morgen nicht und ſchon wurde er wieder vor den Großherrn beſchieden.

Der Kislar Aga hatte dem Sultan die Aeußerung des Reis Effendi, »wir hätten ſie doch lieber lebend gehabt,« hinterbracht und das ließ den guten Achmet die ganze Nacht über kein Auge ſchließen.

»Nein, nein!« rief er aus, »lebend ſoll man ſie nicht haben; man ſoll ſie nicht quälen, nicht ſtückweiſe hinmorden. Lieber ſollen ſie hier ſterben, in meinem Palaſte,

binnen wenigen Augenblicken, ohne Angſt und Martern nach kurzem Leiden, beweint, betrauert.«

»Dann laſſe ſie ſogleich tödten, Herr,« ſagte der Kislar, »ſonſt verlangen die Rebellen am Morgen, daß ſie ihnen lebend ausgeliefert werden.«

»Warte noch . . . warte noch bis zum Morgen . . . Wie, wolltet Ihr ſie des Nachts hinrichten? . . . Des Nachts ſind die Thore des Himmels verſchloſſen, des Nachts gehen nur die böſen Geiſter der Finſterniß frei umher . . . Ich laſſe Niemanden des Nachts tödten, wartet, bis der Morgen graut.

Und als der Morgen zu grauen anfing, trat der Kislar Aga auch ſchon wieder vor den Sultan hin.

»Herr, der Morgen graut!«

»Rufe mir den Mufti und Szulali«

Die Beiden kamen.

»Geht und bringet den Tod Jenen, die ihm geweiht ſind.«

Beide ſanken auf die Kniee.

»Warum dieſe Eile, o Herr?« flehte der alte Ulema, die Füße des Padiſchah küſſend.

»Weil die Rebellen ſonſt verlangen könnten, daß ihnen ihre Opfer lebend ausgeliefert werden.«

»So iſt's,« beſtätigte der Kislar Aga; »auf dem Platze vor dem Kiosk wimmelt es von Menſchen, welche diſes Verlangen ganz laut ausſprechen.«

Der Sultan ſchauderte zuſammen.

»Eilet, eilet, damit ſie nicht lebend in die Hände der Rebellen fallen.«

»O Herr,« bat Szulali, »erlaube mir, daß ich mit dem Imam der Aja Sofia hinabgehe, um zu ſehen, ob die

Rebellen ſich wirklich vor deinem Palaſte zuſammenrotten.«

Der Sultan nickte zuſtimmend.

Szulali Haſſan und Iſpirizade eilten zum Thore des Serails hinaus, durchliefen den Platz vor dem Kiosk und fanden Niemanden. Aber ſie begnügten ſich damit nicht: ſie wollten ſich überzeugen, ob die Rebellen nicht vielleicht von einer andern Seite herkämen, und gingen daher rings um das Serail herum.

Der Sultan zählte unterdeſſen die Minuten und war über das lange Ausbleiben der Abgeſandten ſehr beunruhigt.

»Sie hätten den Weg bis zum Kiosk und zurück während dieſer Zeit ſchon zweimal zurücklegen können,« bemerkte der Kislar Aga. »Wahrſcheinlich fielen ſie den Rebellen in die Hände und werden nun von dieſen zurückgehalten, um uns keine Nachricht geben zu können.«

Der Sultan war in Verzweiflung.

»Eile, eile!« rief er dem Kislar Aga zu, er — ſelbſt flüchtete nach den inneren Gemächern.

Nach zehn Minuten kehrten Szulali und der Imam zurück und meldeten, daß ringsum keine Seele zu ſehen und das Serail von keiner Seite her bedroht ſey . . . Der Kislar Aga führte ſie unter das Thor; dort ſtand ein Wagen, mit einer Binſenmatte überdeckt und mit zwei Ochſen beſpannt; der Kislar Aga hob die Decke in die Höhe, das dämmernde Licht der Morgenröthe fiel auf drei Leichen: es war der Kiaja, der Kapudan Paſcha und der Großvezier.

* * *

Gül-Bejaze wiegt ſich unterdeſſen ſelig in den Armen ihres Gatten. Zu den Fenſtern des prächtigen Palaſtes ſchallen die Lebehoch-Rufe für Halil herein, der in dieſem Augenblicke Herr Stambuls und des ganzen osmaniſchen Reiches iſt.

Aber Gül-Bejaze flüſtert ihrem Gatten zu, um wie viel lieber ſie ſtatt in dem prächtigen Palaſte in einem ſtillen einfachen Häuschen, von den trauten Olivenbäumen Anatoliens umſchattet, wohnen würde.

Halil ſtreicht ſeinem Weibe die wogenden Locken von der bleichen Stirne und läßt ſich immer und immer wieder jene empörenden Vorfälle erzählen, die ſich im Serail, in der Gefangenſchaft des Kapudan Paſcha, im Kerker der ehrloſen Dirnen zugetragen. Warum ſucht er immer neue Nahrung für den ohnehin hoch auflodernden Haß ſeines Herzens?

Schaudernd erzählt ihm Gül-Bejaze Alles wieder... Zu Füßen ihres Gatten ſtehen drei Körbe voll Blumen, die ihr Halil ſo eben als Geſchenk gebracht.

Aber am Boden der Körbe liegen noch viel werthvollere Spenden.

Er beugt ſich zum erſten hinab, beſeitigt die Blumen . . . am Boden der Korbes liegt ein blutiges Haupt.

»Wer iſt das?«

Schaudernd ſtammelt Gül-Bejaze den Namen des Kapudan Paſcha Abdi.

Auch im zweiten Korbe ruht ein blutiges Haupt.

»Und wer iſt das?«

»Das iſt der Kiaja Beg,« flüſterte das Weib entſetzt.

Nun ſchritt Halil an den dritten Korb und ſchob die friſchen Blumen bei Seite; am Boden lag, von einem langen grauen Barte umfloſſen, mit geſchloſſenen Augen, ein blutiges Haupt.

»Und das?« fragte Halil.

Der zarte Leib Gül-Bejaze's bebte in den Armen des Gatten, als er ſie nöthigte, die blutigen Köpfe zu betrachten. Aber als ſie das dritte Haupt erblickte, ſchüttelte ſie verwundert den Kopf.

»Den kenne ich nicht!«

»Du kennſt ihn nicht? Sieh ihn nur beſſer an! Sollte der Tod ſeine Züge ſo ſehr entſtellt haben? Es iſt Damad Ibrahim, der Großvezier.«

Staunend blickte Gül-Bejaze ihren Gatten an, aber ſie faßte ſich plötzlich und ſagte dann raſch:

»Ja, ja, er iſt's. Es iſt Damad Ibrahim . . . der Tod hat ſeine Züge auf den erſten Blick unkenntlich gemacht.«

»Ich habe Dir geſagt: ſie ſpielten mit deinem Herzen, Du wirſt mit ihren Köpfen ſpielen; willſt Du noch mehr?«

»O nein, nein, Halil! dieſer Anblick erfüllt mich mit Angſt und Grauen; ich ſchaudere, wenn ich dieſe ſtummen Köpfe betrachte.«

»So bedecke ſie wieder mit Blumen und Du wirſt wähnen, es ſtänden Blumenkörbe vor Dir.«

»Nein, nein, Halil! Laß ſie begraben! Ich will Dich nicht fürchten, nur lieben, lieben, wie ich Dich bisher geliebt . . . O kämſt Du doch mit mir nach den trauten Olivenhainen Anadolis, wo uns Niemand kennt . . .«

»Was ſprichſt Du da? Jetzt ſollte ich fort, jetzt, wo der Glanz meines Ruhmes den der Sonne verdunkelt, wo der Klang meines Namens durch die bewegten Tage, durch die ſtillen Nächte tönt? Iſt es nicht auch dein Wunſch, mit Ruhm und Ehren überſchüttet zu werden?«

»O Halil! Roſe und Palme entwachſen zugleich demſelben Boden, und doch ſtrebt die Palme himmelan, während die Roſe ſich beſcheiden in der Nähe der mütterlichen Bruſt der Erde hält? Laß mich ſtill und ungekannt an deiner Seite durchs Leben ziehen und theile mit mir nichts als deine Liebe, — der Ruhm ſey ganz dein, dein allein!«

Halil umarmte und küßte ſeine Gattin zärtlich; da ſie es wünſchte, ließ er die drei Köpfe im Garten des Palaſtes unter drei ſchattenreichen Rosmarinſträuchen begraben.

Dann nahm er von Gül-Bejaze Abſchied, die Abgeſandten des Volkes harrten bereits ihres Führers, um ihn nach der Moſchee Zulejmaja zu geleiten, wo er ſich mit den Abgeordneten des Sultans beſprechen ſollte.

Um ſchneller zur Moſchee zu gelangen und ſich nicht durch die dichten Volksmaſſen drängen zu müſſen, eilte Halil nach dem Canal, beſtieg den nächſtbeſten Kajk und befahl dem Schiffer, ihn gegenüber der Zulejmaja ans Land zu ſetzen.

Während der Fahrt fiel ſein Blick zufällig auf die Züge des Schiffers.

»Wie heißeſt Du, mein guter Alter?« fragte Halil.

»Manoli, gnädiger Herr!«

»Nenne mich nicht gnädiger Herr, Du ſiehſt wohl

an meiner Kleidung, daß ich nur ein gemeiner Janitſchare bin.«

»O, ich kenne Dich beſſer; Du biſt Halil Patrona, dem Allah ein langes Leben ſchenken möge!«

»Auch Du ſcheinſt mir ſo bekannt; Du haſt gerade ſolch einen langen weißen Bart, wie Damad Ibrahim, der geweſene Großvezier.«

»Das hat man mir ſchon oft geſagt, Herr.«

Gegenüber der Zulejmaja lenkte der Schiffer den Kahn ans Land; Halil drückte dem Alten einen Golddenar in die Hand, und der alte Mann küßte ihm dafür hocherfreut die Hände.

Halil betrachtete den Greis geraume Zeit.

»Manoli!«

»Was befiehlſt Du, Herr?«

»Siehſt Du dort die Sonne hinter den Bergen herauf kommen?«

»Ja, Herr.«

»Ehe die Schatten der Berge noch einmal nach dieſer Seite hinfallen, trachte Du hinter ihnen zu ſeyn; der nächſte Sonnenaufgang möge Dich nicht mehr hier finden!«

Der Schiffer kreuzte die Arme über die Bruſt, verneigte ſich und ruderte dann mit ſeinem Kahne von dannen.

Halil Patrona aber eilte nach der Moſchee.

Dort harrten ſeiner bereits die Abgeſandten des Sultans; der Scheik Suleiman ging ihm entgegen.

»Halil! dein Wunſch iſt erfüllt, die Leichname der drei Männer ſind dem Volke ausgeliefert, ihre Köpfe Dir zugeſchickt worden.«

»Wer waren dieſe drei Männer?« fragte Halil finſter.

»Der Kiaja Beg, deſſen Leichnam auf den Kreuzweg vor dem Atmeidanthore hinausgeworfen wurde.«

»Und der zweite?«

»Der Kapudan Paſcha, — ſein Leichnam wurde an der Fontaine Khorkhor ausgeſetzt.«

»Und der dritte?«

»Der Großvezier Damad Ibrahim; ſein Leichnam liegt auf dem Platze vor dem Serail, gerade an jener Fontaine, welche er ſelber bauen ließ.«

Halil warf dem Scheikh einen durchdringenden Blick zu, dann entgegnete er kalt und ruhig:

»So wiſſe denn, Scheikh Suleiman, daß Du jetzt gelogen haſt, die dritte Leiche war nicht die des Großveziers Damad Ibrahim, ſondern eines armen Schiffers Manoli, der dem Großvezier ſehr ähnlich ſah und ſich für ihn geopfert hat, der Großvezier iſt entflohen und Niemand wird erfahren, wohin? — Das melde Jenen, die Dich hierher geſchickt haben.«

IX.

Eine untergehende und eine aufgehende Sonne.

Die Leichname der drei Martyrer lagen auf der Straße.

Sultan Achmet ließ die Ulemas zuſammen berufen und trat mit trauriger verſtörter Miene unter ſie.

Ehe er hiehergekommen, hatte er ſeine Kinder vor ſich bringen laſſen und eines nach dem anderen zärtlich geküßt.

Als er an ſein zehnjähriges Söhnlein Bajezid kam, gewahrte er, daß der Knabe weine; er fragte ihn, was ihm fehle? »Ach, Vater,« entgegnete das Kind, »denen geht's gut, die deine Feinde ſind, aber die Dich lieben, ſind ſchlimm daran; wie ſoll's erſt uns ergehen, die wir Dich unter Allen am meiſten lieben? Viele von unſeren Schweſtern wandeln in grauen Trauerkleidern umher; ſieh nur die bleichen Wangen Umettallahs, die verweinten Augen Szabiha's, den verſtörten Blick Ezma's, ſie ſind Witwen und Waiſen, Du haſt ihre Gatten, ihre Väter ermorden laſſen.«

»Um Euch zu retten,« ſtammelte Achmet, die Kinder feſt und innig in die Arme ſchließend.

»Damit wirſt Du uns doch nicht gerettet haben.«

Dieſe Worte zitterten in Achmet's Bruſt noch lange nach.

Er beſtieg den Thron, die Ulemas nahmen auf den Divans ringsum Platz; dem Sultan gegenüber ſaß Ispirizade, der Oberimam; neben dieſem ſtand Szulali.

»Das Blut der Opfer iſt gefloſſen,« begann Achmet mit trauriger, unſicherer Stimme, »ich habe meine treueſten Diener Preis gegeben. Nun ſprecht, was verlangen die Rebellen noch weiter? Warum erſchallen noch immer ihre Poſaunen, warum lodern ihre Wachfeuer noch immer? Worauf warten ſie noch?«

Immer und immer klangen in ſeiner Seele die Worte ſeines Söhnleins wieder: »Denen geht's gut, die deine Feinde ſind, aber die Dich lieben, ſind recht ſchlimm daran.«

Niemand antwortete dem Sultan.

»Antwortet! Was habt Ihr darauf zu erwidern?«

Neuerdings tiefe Stille. Die Ulemas ſahen einander an. Einige winkten Szulali, er möge ſprechen; Szulali

ſtand in der That da, als ob er antworten wollte; aber bald ließ auch er ſich lautlos auf ſeinen Sitz nieder.

»Nun ſo redet doch! Ich habe Euch nicht deshalb rufen laſſen, damit Ihr erſt einander und dann mich anſtarret, ſondern damit Ihr mir Antwort gebet.«

Die Ulemas ſchwiegen, ſtumm ſaßen ſie im Kreiſe da, als ob ſie nicht lebende Weſen, ſondern blos einbalſamirte Leichen wären, wie man ſie in den Grabgewölben der Pharaone um die Königsgräber herum ſitzen findet.

»Sonderbar!« rief Achmet aus, nachdem der geſammte Senat eine Viertelſtunde lang geſchwiegen und die Frage des Sultans unbeantwortet gelaſſen hatte. »Seyd Ihr denn auf einmal alleſammt ſtumm geworden?«

Da erhob ſich endlich Ispirizade von ſeinem Sitze.

»Achmet! . . .«

Das war die kurze Anrede, deren er ſich dem Sultan gegenüber bediente.

»Halil Patrona verlangt: Du ſolleſt abdanken und den Thron dem Sultan Mahmud überlaſſen . . .«

Achmet erhob ſich von ſeinem Sitze und richtete ſich hoch auf . . . Grabesſtille herrſchte im Saale, mit bleichen Geſichtern ſaßen die Ulemas da, den ſtarren Blick auf den Großherrn geheftet . . . Der Padiſchah aber ſtand unbeweglich auf ſeinem Throne, die Hand dem Imam entgegengeſtreckt, die Augen ſtarr auf ihn geheftet, die Lippen halbgeöffnet, aber lautlos, regungslos . . .

So ſtand er lange, gleich einer Statue . . . Entſetzen erfaßte Alle, die ihn ſahen, der Ispirizade fühlte ſeine Glieder ſich verſteinern, die Welt drehte ſich um ihn im Kreiſe und nur die furchtbare Geſtalt, welche ihm den

drohenden Arm entgegenſtreckte, ſtand feſt und unbeweglich vor ihm . . . Was ſich in der Miene des tiefverletzten Fürſten ausſprach, war ein ſtummer Fluch, ein unhörbares, aber heißes Gebet zu Gott und ſeinen ſtrafenden Engeln: daß ſie ſeinen Gedanken Worte leihen, daß ſie in ſeinem Herzen leſen und das erfüllen mögen, was er auszuſprechen nicht im Stande war.

Zitternd ſtürzte endlich die ganze Verſammlung an die Stufen des Thrones. Viele ſchleppten ſich auf den Knieen bis zu den Füßen des Padiſchah hin und riefen weinend und flehend:

»Vergib, vergib uns, o Herr! . . .«

Vor einer Stunde hatte man einſtimmig beſchloſſen, Achmet müſſe abdanken, und jetzt bat man ihn eben ſo einſtimmig um Vergebung.

Langſam ließ der Padiſchah die zum Fluche erhobene Hand niederſinken, ſeine Augen ſchloſſen ſich zur Hälfte. — Lippe an Lippe gepreßt, die Hände an das Schnürwerk ſeines Mantels gehängt, ſtand er noch eine Weile regungslos und betrachtete die Ulemas, die ſich zu ſeinen Füßen wanden; dann ſchritt er langſam die Stufen ſeines Thrones hinunter. Als er die unterſte überſchritten hatte, blieb er neben dem Throne ſtehen und ſagte mit zitternder, dumpfer Stimme.:

»Ich habe zu regieren aufgehört . . . Möge ein Beſſerer nach mir kommen . . . Dafür verlange ich Eines, aber nur Eines: die jetzigen Herren des osmaniſchen Reiches mögen mir ſchwören, auf den Alkoran ſchwören, daß ſie meinen Kindern nichts zu Leide thun . . . das iſt Alles, was ich verlange, — geht und meldet Halil dies Begehren.«

Auf Achmet's Worte folgte abermals Todtenſtille, die Ulemas hefteten die Blicke zu Boden, keiner rührte ſich, um Halil die vom Sultan aufgetragene Botſchaft zu überbringen.

»Verlangt man vielleicht auch den Tod meiner Kinder? Oder wagt es Niemand von Euch hinzugehen und mit den Rebellen zu reden?«

Ein vom Schlage gerührter, alter, zitternder Ulema — Derwiſch Mohammed — erhob endlich ſeine Stimme.

»O Herr, wer würde es wagen mit dem brüllenden Löwen zu ſprechen, wer hätte den Muth mit dem toſenden Samum zu unterhandeln oder wer wollte als Abgeordneter zum brauſenden Meere gehen, um mit ihm zu reden?«

Finſter, verzagt blickte Achmet im Kreiſe der Ulemas herum, — ſtumme Verzweiflung malte ſich in ſeinen Zügen.

Endlich erbarmte ſich Szulali des Sultans.

»Ich will hingehen,« ſagte er endlich in ermuthigendem Tone, »Du hoher Herr, bleibe hier, bis ich wiederkehre, ich verſpreche Dir nicht wieder zu kommen, bis die Rebellen nicht den Eid geleiſtet haben, den Du von ihnen begehrſt.«

Nun erklärte der Iſpirizade, daß auch er mit Szulali gehe; er fühlte ſich nicht ſtark genug, den Blick des Sultans bis zur Wiederkehr Szulali's auszuhalten, — lieber ging er mit zu den Rebellen, mit denen er ohnehin nicht auf gar ſo argem Fuße ſtand.

Die Abgeordneten fanden Halil unter ſeinem Zelte auf dem Atmeidan.

Szulali trat vor und meldete das Begehren des Sultans.

Aber er meldete es nicht ſo, wie es der Sultan geſtellt, nicht bittend, nicht flehend, nicht mit bitterer Ent-

ſagung, wie es Achmet gethan hatte, ſondern ſtreng und kühn, wie es Achmet hätte thun ſollen.

»Der Padiſchah will ſein und ſeiner Kinder Leben durch einen Eidſchwur geſichert ſehen,« rief Szulali den verſammelten Volksführern zu, »darum ſollt Ihr auf den Alkoran ſchwören, daß Ihr ihn und ſeine Kinder ſchonen wollet. Das ſchwöret im eigenen und in eurer Gefährten Namen . . . Der Padiſchah iſt zum Aeußerſten entſchloſſen . . . wenn Ihr den Eid verweigert, ſo ſprengt er ſich ſammt dem ganzen Serail in die Luft.«

Die Rebellen waren bei dieſer Meldung ſehr beſtürzt, — nur Halil Patrona lächelte, er wußte nur zu gut, daß dieſe Drohung des Sultans unmöglich eine Eingebung des eigenen Herzens ſeyn konnte; Achmet's ſanftes Gemüth war eines ſolchen Entſchluſſes durchaus nicht fähig. Halil ſchlug die Arme übereinander und blickte lächelnd vor ſich hin.

Da warf ſich der Oberimam vor ihm aufs Angeſicht und ſagte in demüthigem Tone:

»O höre nicht auf die Worte meines Begleiters, Halil; der Padiſchah bittet, er bittet flehentlichſt um ſein und ſeiner Kinder Leben.«

Halil runzelte die Stirne und rief dann erzürnt:

»Steh' auf, Ulema, und winde Dich nicht im Namen des Sultans vor mir im Staube. Die ihm nach dem Leben trachten, haben ihm nicht ſo Arges angethan, wie Du, da Du ihn erniedrigſt. Szulali hat wahr geſprochen, der Sultan iſt großer Thaten fähig; ich weiß recht gut, daß in dem Keller des Serails eine Menge Pulver aufbewahrt wird und ich will nicht, daß der Scheik ul Islam und die Blume der Nachfolger des Propheten zu Grunde gehe, darum ſchwöre ich Euch auf den Alkoran, daß weder ich, noch meine Ge-

fährten dem Sultan Achmet, oder deſſen Söhnen, Töchtern oder Schwiegerſöhnen ein Leides zufügen werden; wer gegen ſie ſeine Hand erhebt, dem will ich ſelber den Schädel ſpalten, ſeine Seele aber möge von Allah's rächenden Engeln in tauſend Stücke zerriſſen werden, daß nie ein Stück das andere wiederfinde. Und nun geht heim . . . Friede ſey mit Achmet!«

Szulali eilte mit der freudigen Botſchaft zum Sultan, Iſpirizade aber nach der Moſchee Aja Sofia, um für die Inſtallirung des neuen Sultans die nöthigen Vorkehrungen zu treffen.

Achmet hatte unterdeſſen all ſeine Söhne zu ſich beſchieden; er ließ ſie auf die unterſte Stufe des Thrones hinſetzen und harrte ſo der Antwort, welche über Leben oder Tod entſcheiden ſollte.

Szulali trat mit ſtrahlender Miene ein; in der Hand trug er den Alforan, auf welchen Halil in ſeinem und ſeiner Gefährten Namen geſchworen hatte, und legte ihn dem Sultan zu Füßen.

»Der Herr möge Dir ein langes Leben und zahlloſe Freuden an deinen Kindern verleihen, mächtigſter Padiſchah!«

Achmet warf dem Sprechenden einen dankenden Blick zu und ſegnete Allah, den Urquell aller Gnade.

Mit der einen Hand ſchloß er ſeine Kinder an ſeine Bruſt, die andere reichte er Szulali, der ſie an Stirne und Lippen drückte.

Dann ließ Achmet durch den Kislar Aga den Sultan Mahmud rufen, der ſeines blaſſen Antlitzes wegen der »bleiche Prinz« genannt wurde.

Nach einer halben Stunde erſchien in Begleitung des Kislar Aga Prinz Mahmud, der Sohn Muſtapha II.,

deſſen Vater gerade ſo den Thron räumen mußte, wie es jetzt Achmet that.

Der Sultan ſtand auf, eilte ihm entgegen, umarmte ihn und küßte ihn auf die Stirne.

»Das Volk wünſcht Dich auf dem Throne zu ſehen. Sey meinen Kindern gnädig, wie ich es den Kindern deines Vaters war.«

Sultan Mahmud verneigte ſich vor ſeinem Oheim und küßte ihm ehrerbietig die Hand.

Dann winkte Achmet ſeinen Söhnen und ſie kamen einzeln herbei, um dem neuen Herrſcher die Hand zu küſſen; — die Ulemas warfen ſich ringsum vor dem neuen Padiſchah zu Boden.

Nun ſchritt Achmet, zur Rechten den neuen Sultan am Arme führend, nach dem Saale des »Mantels des Propheten,« nahm dort vor dem Throne ſeinen eigenen diamantenbeſetzten Reiherbuſch ab, ſteckte ihn an den Turban des neuen Sultans, legte ihm die Hand aufs Haupt und ſegnete ihn.

»Herrſche und ſey glücklich, — geliebt von denen, die Du liebſt, gefürchtet von denen, die Du haſſeſt; ſey ruhmvoll und mächtig im Leben, beweint und geprieſen im Tode.«

Dann verneigte ſich Achmet mit ſeinen Kindern dreimal und verließ, ſeine zwei älteſten Söhne an der Hand führend, mit gemeſſenen, würdevollen Schritten den Herrſcherſaal, den er nie wiederſehen ſollte, — die Männer, die ihm einſt ſo lieb und werth geweſen.

Im Audienzſaale übergab er das Schwert des Propheten dem Schilihdar und am Eingange des Harems ſeine Kinder dem Kislar Aga; zugleich trug er ihm auf, die

Sultana zu grüßen und ſie zu bitten, ſie möge ſeiner gedenken und die Kleinen dereinſt ſeinen Namen lehren.'

Denn er ſollte weder ſein gutes Schwert, noch ſeine ſchöne Aldſchaliß und die übrigen reizenden Odalisken, noch ſeine Kinder je mehr zu ſehen bekommen; ſie blieben für ewig ſeinem Blicke entzogen, denn dem entthronten Sultan gebührt nicht Schwert, nicht Weib, nicht Kind mehr. Gerade ſo geſchah es vor ſechsundzwanzig Jahren mit Muſtapha II., gerade ſo mußte er ſich von ſeinem Schwerte, von ſeinen Weibern und Kindern trennen. Achmet erinnerte ſich deſſen noch ſehr wohl, denn nach Muſtapha II. beſtieg er den Thron; ſein Nachfolger verfährt mit ihm nicht anders, als er mit ſeinem Vorgänger verfuhr.

Unterdeſſen eilten die Großen des Reiches von allen Seiten herbei, um dem neuen Sultane zu huldigen.

Bis ſpät nach Mitternacht währte der Zug, welcher ſich durch den Ceremonienſaal bewegte, der ganze Hofſtaat, die höchſten Beamten, die Prieſter und Eunuchen hatten bereits vor Mahmud das Knie gebeugt; nur die Führer der Armee fehlten noch und — Halil Patrona.

Es wurden augenblicklich Depeſchen ſowohl an die Armee, wie auch an die Inſurgenten abgefertigt und ihnen bekannt gegeben: Sultan Achmet habe abgedankt und Mahmud ſtatt ſeiner den Thron beſtiegen; die Führer des Heeres wie der Inſurgentenſchaaren mögen daher bei Sonnenaufgang im Serail erſcheinen, um dem neuen Herrſcher zu huldigen.

Der Mond ſtand bereits hoch am blauen Himmel und ſeine Strahlen leuchteten freundlich durch die bunten Fenſterſcheiben des Serails herein, als die Großen des Reiches ſich entfernten und Sultan Mahmud ſich endlich allein ſah.

Nur der Kislar Aga harrte ſeiner, der Mann mit dem ſchwarzen Geſichte, das, ſo zu ſagen, auf ſich ſelbſt einen Schatten warf.

Mahmud reichte ihm lächelnd die Hand, welche der Kislar Aga freudig küßte.

Dann geleitete er den Sultan bis an die Thüre jener geheimen Gemächer, wo Sinnenluſt und Freude ihren Sitz aufgeſchlagen haben. Mahmud trat ein.

Nur drei jener reizenden Geſtalten, welche den Harem Achmets geziert, hatten die ewige, liebe- und freudenleere Sclaverei den Gunſtbezeigungen des neuen Sultans vorgezogen und unter denen, die geblieben waren, trat keine dem jungen Mahmud mit lächelnderer, ſeligerer, freudeſtrahlenderer Miene entgegen, als die ſchöne Aldſchaliß, wie ſie die Favorite Achmets geweſen, ſo ward ſie nun die Favorite Mahmuds trotz der ungeheueren Umwälzung, durch welche die Niedrigſten erhöht und die Höchſten erniedrigt wurden.

Unter den vielen reizenden Geſtalten, welche dem neuen Sultan entgegentraten, war ſie diejenige, auf welche der vom Vorgefühle der Wonne durchſchauerte Mahmud zueilte, die er an ſeine Bruſt drückte, in deren Arme er hinſank, um ſich in ſüße Träume einwiegen zu laſſen, durch deren Küſſe er Angſt und Sorge aus der Seele bannen wollte.

. . . Alles ſchläft bereits im Serail, nur die Liebe wacht noch; ſich und ſein Land vor Seligkeit vergeſſend, drückt Mahmud die reizende Sultana an ſeine hochklopfende Bruſt, — ſie iſt ihm das Theuerſte von Allem was er an dieſem Tage errungen, aber die ſchöne Aldſchaliß ſchaudert von Zeit zu Zeit unwillkürlich zuſammen, wenn ſie ſich von den Armen des »bleichen Prinzen« ſo innig umſchlun-

gen fühlt. Es iſt ihr, als ſtände Jemand hinter ihr und flüſterte ihr zu und ſeufzte und berührte mit eiſigkalter Hand ihren warmen Buſen.

Vernimmt ſie vielleicht das Seufzen und Flüſtern desjenigen, der ferne von der Stätte der Wolluſt und Freude tief unten in den »Gemächern des Vergeſſens« ſitzt und an ſein verlorenes Land, an ſein verlorenes Paradies zurückdenkt?!

* * *

Am folgenden Morgen erſchienen die Heerführer, die Paſchas und Scheikhs im Serail, um den Sultan zu begrüßen; nur die Häuptlinge der Inſurgenten ließen ſich noch immer nicht blicken.

Seit Szulali die Rebellen damit geſchreckt, daß die Keller des Serails mit Pulver angefüllt ſeyen, wagte ſich keiner in die Nähe des Palaſtes und als ihnen vor den Moſcheen die Proclamationen Mahmuds verleſen wurden, riefen Alle einſtimmig: »Wir gehen nicht!«

Von einem Beſuche im Serail wollte Niemand hören.

»'s iſt nur eine Falle,« ſagte der weiſe Reis Effendi, »ſie wollen uns hineinlocken, wie man die Fliegen auf den Honig lockt, um ſie dann alleſammt mit einem Streiche zu erſchlagen.«

»Der Weg zum Paradieſe iſt uns denn doch gar zu kurz,« ſpöttelte Orli, der, obwohl Softa, ſich dennoch nicht erblödete, ſo unehrerbietig vom Paradieſe zu ſprechen, welches ein Rechtgläubiger gar niemals ſchnell genug erreichen kann.

Endlich ließ ſich auch der ehemalige Schulmeiſter, der »verrückte« Ibrahim vernehmen:

»Am beſten iſt's, wir ſuchen uns die größten Taugenichtſe aus, Mörder, Räuber, dem Gefängniſſe entſprungene Mordbrenner, nennen ſie Halil, Muſſzli, Szuleiman, legen ihnen die Tracht eines Aga, Beg oder Ulema an und ſchicken ſie nach dem Serail; kommen ſie mit heiler Haut zurück, nun dann können wir in Gottes Namen auch hingehen.«

Es verſteht ſich beinahe von ſelbſt, daß dieſer verrückte Vorſchlag allgemeinen Beifall fand; Jedermann war damit einverſtanden.

Halil Patrona ſah dem ganzen Treiben mit verächtlichem Schweigen zu; als aber der Vorſchlag des Narren zum Beſchluſſe erhoben wurde, ſtand er raſch auf und ſagte:

»Ich gehe allein nach dem Serail.«

Die Einen ſahen ihn lachend, die Andern ſtaunend an.

Muſſzli ſchlug die Hände zuſammen.

»Halil, ſprichſt Du aus dem Traume oder redeſt Du irre? Hältſt Du Dich etwa für einen bezauberten Prinzen aus Tauſend und Eine Nacht, der Wunder verübt und ſich weder vor Menſchen noch vor Geiſtern fürchtet; oder iſt's Dir hier auf der Erde zu eng, daß Du gerne ein wenig in die Luft fliegen möchteſt?«

»Was ich thue, hat Euch nicht zu kümmern und wenn ich mich fürchte, braucht Ihr Euch nicht ſtatt meiner zu fürchten.«

»Aber bedenke nur, Halil . . . Wenn Du in die Höhle des Löwen treten wollteſt, der eben Junge geworfen, wenn Du in die Schwefelgruben von Balſora hinabſtiegeſt, wenn Du um einen Kupferasper nach dem Korallenwalde am Grunde des candiſchen Meeres hinabtauchteſt, ſo wäre das noch immer vernünftiger gehandelt, als wenn Du allein

nach dem Serail gingeſt, wo Niemand anweſend iſt als deine Gegner, wo ſelbſt die Luft, ſelbſt die Spinne an der Wand dein Todfeind iſt.«

»Sie können mich tödten,« ſagte Halil, mit beiden Händen an die Bruſt ſchlagend und kühn vortretend, »Sie können mich tödten, aber ſie werden nicht ſagen können, daß ich feige geweſen. Sie können meinen Leib in Stücke reißen, aber wenn es einſt in den Chroniken heißen wird: der Pöbel von Stambul ſey feige geweſen, ſo wird man doch wenigſtens auch hinzufügen müſſen, daß ſich deſſenungeachtet ein Mann gefunden, der den Tod nicht nur im Munde zu führen, ſondern ihm im entſcheidenden Augenblicke auch ins Auge zu blicken wußte.«

»Ja, ſieh einmal, Halil! Wenn's ſich darum handelt, ſich vor die Mündung einer geladenen Kanone zu ſtellen, ſo bin ich gleich dabei und mancher Andere ſicherlich auch; ſchon manches Schwert blitzte mir entgegen, und kein Schmied der Welt kann ſich brüſten, eine Waffe verfertigt zu haben, vor der ich auch nur mit den Augen zuckte; aber wer ſollte da Muth haben, wo er weiß, daß unter dem Boden, auf welchem er ſteht, eine ganze Hölle vergraben iſt und daß es nur eines Funkens, eines kleinwinzigen Funkens bedarf — nicht größer, als er aus dem Auge eines Menſchen ſprüht, der eben eine tüchtige Maulſchelle bekommen — um uns in die Luft zu ſprengen . . . Da können wir alle beide Hände voll Schilde und Waffen haben, ſie helfen uns nichts . . . Da iſt's mit dem Muthe aus!«

»Ich rufe Euch ja nicht mit; ich ſagte bereits, daß ich allein gehe.«

»Aber wir laſſen Dich nicht! Wo denkſt Du hin? Wenn Dir ein Leides widerführe, ſo blieben wir ohne

Oberhaupt; wir zerfallen wie ein Bündel Schilf, nachdem man das Zapfenholz herausgezogen; Dich aber würde man auslachen, wie den Hahn in der Fabel, der ſich an den Spieß ſteckte — und braten ließ.«

»Das wird man nicht,« ſagte Halil, ſeinen Säbel abſchnallend, den er nicht nach dem Serail mitnehmen durfte. »Nimm hier meinen Säbel, Muſſzli, und gib mir Acht darauf, bis ich wiederkehre und kehre ich nicht wieder, ſo magſt Du ihn als Andenken behalten.«

»So gehſt Du alſo wirklich?« fragte Muſſzli . . . »Na, wenn Du gehſt, gehe ich auch.«

Das zündete. Als die Leute ſahen, daß Halil Ernſt mache, ſchloſſen ſich ihm Viele an und begleiteten ihn bis an das Serail; hinein gingen ſie zwar nicht, aber ſie umzingelten das ungeheuere Gebäude, welches allein einen ganzen Stadttheil bildete und brachen in ein furchtbares Beifallsgebrülle aus, als ſie ſahen, daß Halil wirklich durch das Thor des Serails eintrat.

Allein, unbewaffnet, des Weges unkundig, ſchritt der kühne Parteigänger durch die ihm fremden Gemächer; an den Thüren ſtanden Bewaffnete, die ihn ungehindert durchließen, aber die Stiele ihrer Beile ſogleich wieder über die Thüre kreuzten, nachdem er an ihnen vorüber war.

Als er nach dem Audienzſaale gelangte, erfaßten ihn zwei Kapuagaſſi am Arme und führten ihn ſo nach dem Ceremonienſaale, wo Sultan Mahmud die Huldigungen entgegen nahm.

Unbeſchreibliche Pracht, wie man ſie eben nur am Tage einer Thronbeſteigung zu entfalten pflegt, herrſchte in jedem der Säle; ſchon der Vorſaal — ſonſt mit bunten Strohmatten überzogen und daher auch der Strohmatten-

ſaal genannt — war nach der ganzen Länge und Breite des Bodens mit koſtbaren perſiſchen Teppichen überdeckt; der Boden des Ceremonienſaales aber glich einem Blumenbeete; ſo täuſchend waren die aus Seide, Gold, Silber und Perlen in die Teppiche erhaben eingeſtickten Blumen und Blätter. Am Fuße des auf einem Piedeſtal ruhenden Sophas lag eine mit echten Perlen ausgenähte Decke, zu beiden Seiten ſtanden kleine, runde, mit Gold ausgeſchlagene Schreibtiſche, auf dem einen ein mit Edelſteinen beſetztes Portefeuille und verſchiedene von Smaragden und Rubinen funkelnde Schreibrequiſiten, auf dem andern ein in ſchwarzen Sammt gebundener Alkoran mit Brillantroſen; auf einem kleineren Tiſche lag ein anderer Alkoran mit Gold-Zinnober- und Ultramarinlettern aufgeſchlagen; zwiſchen den beiden Fenſtern ſtanden ſiebzehn andere Alkorans auf eben ſo vielen Tiſchen, alle mit Goldſchließen und in perlengeſtickten Einbänden. Zu beiden Seiten des Camins lagerten auf kunſtvoll geſchnitzten Etagères die Ehrengewänder, welche bei ſolchen Gelegenheiten vertheilt zu werden pflegen, und längs der Wand ſtanden auf Alabaſterſockeln acht Schlaguhren mit allerlei kunſtvollen Figuren, welche bei jedem Schlag der Uhr ſich bewegten und muſicirten; endlich erhöhten auch noch drei große venetianiſche Spiegel die Pracht des Saales.

Ringsum auf dem Divan ſaßen die höchſten Staatsbeamten, die Heerführer, die Secretäre, zugleich Ueberreicher der Bittgeſuche, jeder in ſtandesgemäßer Galla und je nach ſeinem Range, mit rundem, pyramidenförmigen oder bienenkorbartigen Turban.

Aber all dieſe Herrlichkeit verdunkelte der Schimmer, der von dem neuen Padiſchah ausſtrahlte; das Ganze ſchien

Ein Demant, von einem Perlenregen überſchüttet; bei jeder Bewegung ſchienen die auf dem Ueberwurf geſtickten Roſen, der den Leib umſchließende Gürtel, der Reiher des Turbans, die ganze Rüſtung regenbogenfarbe Funken zu ſprühen, daß das Auge des Beſchauers geblendet wurde, ehe es noch das Antlitz des Padiſchah erblickt hatte. *)

Hinter der goldenen Thronlehne, an welcher nußgroße Carfunkel ſchimmerten, ſtand das Heer der dienſtthuenden Hausoffiziere, die Hände in den Gürtel geſteckt.

Halil trat in den Saal.

Die beiden Führer ließen nun ſeine Arme los und er ſchritt allein auf den Padiſchah zu.

Sein Antlitz war nicht bläſſer denn ſonſt, ſein Schritt feſt, ſein Blick kühn, wie immer.

Auch ſeine Tracht war die gewöhnliche: die Uniform des gemeinen Janitſcharen, ein blauer Dolman mit aufgeſchlitzten Aermeln ohne alle Verzierung, kurze bis ans Knie reichende Bluderhoſen, am Kopfe die übliche Kuka.

Während er den langen Saal durchſchritt, ſtreifte ſein Auge über die umherſitzenden Großen des Reiches und es war keiner unter ihnen, deſſen Blick er nicht kühn auszuhalten vermochte. Erhobenen Hauptes trat er vor den Sultan hin, ſtellte den kräftigen halbnackten Fuß auf den Thronſchämel und blieb einen Augenblick, einer ehernen Statue gleich, in dieſer Stellung, der grellſte Contraſt inmitten dieſes feige erzitternden Prunkes, dieſer ſich im Staube windenden Herrlichkeit; dann ſtreckte er die erhobene Rechte dem Sultan entgegen und ſagte in feſtem Tone, ohne Zagen und Beben:

*) Hammer-Purgſtall Geſchichte des osm. Reiches.

»Aleikum unallah! (Gottes Gnade über Dich!«)

Dann kreuzte er die Hände über die Bruſt, warf ſich vor dem Throne nieder und legte die Stirne an deſſen unterſte Stufe.

Mahmud ſtieg zu ihm hinab und hob ihn mit eigener Hand auf.

»Sprich, was kann ich für Dich thun?« fragte er herablaſſend.

»Was ich wünſchte, iſt erfüllt,« ſagte Halil und die Geſchichte hat uns jedes Wort aufbewahrt, das er in dieſer gewichtigen Stunde ſprach, »ich wünſchte, daß Mahomed's Schwert von würdigen Händen geführt werde; das iſt nun geſchehen, Du ſitzeſt auf dem Throne und ich habe Dich darauf eingeſetzt. Ich weiß recht gut, was der Lohn für ſolche Dienſte zu ſeyn pflegt; meiner harrt ein ſchmachvoller Tod.«

Mahmud unterbrach ihn.

»Ich aber ſchwöre Dir,« ſagte er haſtig, »ich ſchwöre Dir bei meinen Ahnen, daß Dir kein Haar gekrümmt werden darf. Fordere eine Belohnung, ſie iſt Dir gewährt, ehe Du ſie noch ausgeſprochen.«

Halil ſann einen Augenblick nach; ſein Blick ſtreifte ruhig über die umherſitzenden Großen. Jeder von dieſen meinte, der kühne Parteigänger ſuche aus ihrer Mitte ein Opfer, deſſen Amt er für ſich begehren wolle. Halil ſchien zu ahnen, was im Geiſte dieſer Herren vorgehe; er maß ſie verächtlich und ſagte dann:

»Ruhmwürdigſter Padiſchah! Nicht mein iſt das Verdienſt, es gehört ganz und gar deinem Volke zu und weſſen das Verdienſt, deſſen ſey auch der Lohn. Deine Unterthanen drückt eine große Laſt, ſie heißt Malikiane und iſt eine

für Lebzeiten bindende Verpachtung von Leib und Seele an die Paſchas und andere hohe Herren. Deine hohe Pforte hat keinen Nutzen davon; darum hebe dieſen Menſchenpacht auf, damit das Volk in deiner Hand allein ſey und nicht in den Händen dieſer reichen Wucherer!«

Dabei deutete er kühn auf die anweſenden Großen.

Dieſe blieben ſtumm . . . durch die Fenſter ſcholl das Toſen und Lärmen der vor dem Serail verſammelten Menge herein . . . die hohen Herren zitterten und Halil Patrona ſtand unter ihnen, allein, unbewaffnet, aber dem Zauberer gleich, von dem Jedermann weiß, daß er gegen Hieb und Stich gefeit ſey.

Der Sultan beauftragte ſogleich den Eſauß Aga, vor allen Thoren des Serails unter Trompetenſchall dem Volke kund geben zu laſſen, daß die Malikiane auf den Wunſch Halil Patrona's von dieſem Tage an aufgehoben ſey.

Ein tauſendſtimmiges Hurrah, welches bald darauf die Mauern des Serails erbeben machte, kündete deutlich den Eindruck an, den die Botſchaft auf das Volk gemacht hatte.

»Und nun ſtelle Dich an die Spitze deines Heeres,« ſagte Halil, »und folge dem Rufe deines Volkes nach der Moſchee Ejub, wo Dich, nach alter Sitte, die Silihdare mit dem Schwerte des Propheten umgürten werden.«

Der Sultan ließ ſogleich verkünden, er werde ſich binnen einer Stunde nach der Moſchee Ejub begeben, um ſich dort mit dem Schwerte des Propheten umgürten zu laſſen.

Jubelnd drängte ſich das Volk nach der Moſchee hin; alle Straßen, alle Fenſter, alle Dächer, welche zwiſchen dem Serail und der Moſchee liegen, waren von Zuſchauern dicht beſetzt, die Kanonen des Boſporus gaben den fernen

Bergen den Jubel Stambuls kund und eine Stunde ſpäter zog Sultan Mahmud zu Pferde, unter Muſikbegleitung, durch die Straßen ſeiner Hauptſtadt; das Volk aber ſchmückte die Fenſter mit ſeinen ſchönſten Teppichen und ſtreute ſeinem Herrſcher Blumen auf den Weg. Hinter ihm ritten die Veziere und alle Großwürdenträger des Reiches in ihren prächtigen Gallakleidern auf Vollbluthengſten; vor ihm aber nur zwei Männer, Muſſzli und Halil Patrona, beide in ihren ſchlichten ſchmuckloſen Janitſcharenuniformen, mit halbnackten Beinen, runden Turbans und blanken Säbeln, wie die gemeinen Janitſcharen gewöhnlich zu marſchiren pflegten.

Und das Volk in den Straßen, an den Fenſtern und auf den Dächern ließ Mahmud auch nicht ein einziges Mal hoch leben, ohne den Namen Patrona's daneben zu nennen.

Der letzte Kanonenſchuß verkündete, daß der Sultan die Moſchee Ejub erreicht habe.

Iſpirizade, der Imam der Moſchee Aja Sofia, harrte ſeiner an der Pforte, um ihm den Segen zu ertheilen. Der Imam hatte ſich dieſe Gunſt von Halil erbeten und dieſer gewährte ihm ſie gerne. Seit er es gewagt allein nach dem Serail zu gehen, war ſein Einfluß wo möglich noch größer geworden, und im Volke hieß es bereits allenthalben, der Sultan thue ſtets nur das, was Halil Patrona verlange.

Iſpirizade beſtieg die hohe Kanzel, während Mahmud mit ſeinem Gefolge auf der für ihn errichteten Tribune Platz nahm.

Das Antlitz des Oberprieſters ſtrahlte vor Stolz und

Freude, er erhob die Hände über ſein Haupt und rief dreimal den Namen Allah's, aber als er ihn zum dritten Male angerufen hatte, verſtummten ſeine Lippen plötzlich, — mit emporgereckten Armen und ſtierem Blicke blieb er eine Weile regungslos ſtehen und ſtürzte dann todt von der Kanzel.

»Das iſt Achmet's ſtummer Fluch!« flüſterte ringsum die entſetzte Menge. *)

X.

Das Halwetfeſt.

Der Surgudſchal (Turban mit drei Goldreifen) war nun wohl im Beſitze Mahmud's, aber das Schwert, das Schwert der Macht und des Anſehens in den Händen Halil Patrona's; das Volk, zu deſſen Liebling er ſich raſch emporgeſchwungen, gewöhnte ſich ihn als Vermittler in ſeinen kleinen Angelegenheiten zu betrachten, die Armee fürchtete ihn und die Großen buhlten um ſeine Gunſt.

Bei den Osmanen gibt es keine Ariſtokraten von Geburt; Jeder kann ſich durch ſein Schwert, durch Verſtand oder Glück bis zur höchſten Stufe emporſchwingen; mancher Großvezier oder Kapudan Paſcha führte einſt das Prädicat eines ehrſamen Holzhauers, Maurers oder Fiſchers. Darum pflegt der Mohamedaner keinen ſeiner Glaubensgenoſſen, auch den allerletzten nicht, geringſchätzend zu behandeln, denn er weiß recht gut, daß — wenn er heute zu oberſt und jener zu unterſt ſteht — morgen durch ein

*) Hammer-Purgſtall Geſchichte des osm. Reiches.

unerwartetes Ereigniß die Letzten plötzlich die Erſten werden können und umgekehrt.

So ward das Land auch jetzt eigentlich von einem Krämer regiert, Sultan Mahmud kümmerte ſich nur um ſeine ſchönen Frauen. Wer weiß, ob's ein Anderer nicht ebenſo thäte? Wer weiß, ob er nicht — wenn man ihm nach zwanzig Jahren ſtrenger, freudenloſer Gefangenſchaft plötzlich ſagte: Herrſche nun über Herzen oder Länder — wer weiß, ob er nicht auch das Herz wählen würde.

Nachdem die Aufregung im Volke ſich halbwegs gelegt hatte, ordnete der Sultan auf Verlangen ſeiner Favorite ein Halwetfeſt an.

Es iſt dies ein Frauenfeſttag, an welchem ſich nur das ſchönere Geſchlecht auf der Straße blicken laſſen darf. Derlei Feſttage kommen nur zwei- oder dreimal im Jahre vor.

Am vorhergehenden Abende wird unter Trompetenſchall verkündet, am folgenden Tage werde das Halwetfeſt gefeiert; es ſolle daher kein Mann — weß Ranges und Standes er auch ſeyn möge — an dieſem Tage die Straße betreten oder ſich auf dem Hausdache zeigen oder ſeine Fenſter offen laſſen, denn dieſe Neugierde würde ihn den Kopf koſten. Die in den Straßen aufgeſtellten weißen und ſchwarzen Eunuchen machen jeden Mann, der nicht zu Hauſe bleibt, ohne alle Schonung um einen Kopf kürzer; daſſelbe wird auch vor den Schranken der Stadt verkündet, damit die Fremden ſich darnach zu richten wiſſen.

Am Halwetfeſttage legen die Frauen ihren Schleier ab, ohne den ſie ſich ſonſt nie auf der Straße zeigen dürfen, die Odaliſken des einen Harems beſuchen die des andern, auf den Straßen und Marktplätzen ſind bunte Zelte aufgeſchlagen, in denen Sorbet, ein aus Veilchenſaft, Zu-

cker und Citronenſaft bereitetes Getränk, Hoſſap — der Saft gedörrter Roſinen in Roſenwaſſer gepreßt, dann Zuckerwerk, Honigkuchen und allerlei bunter Kram verkauft wird; auch die Verkäufer ſind durchgehends Frauen.

Ach, welch ein Schauſpiel wäre dies für das Auge eines Mannes? die Straßen wimmeln von tauſend und tauſend liebreizenden Geſtalten; die ihrer Gefangenſchaft entledigten Frauen ſind heiter und fröhlich wie die Kinder, gruppenweiſe durchziehen ſie ſingend und zitherſpielend die Straßen, wie bunte Schmetterlingsflügel umflattern farbenreiche Gewänder die üppigen Geſtalten, die Sonnen und Sterne aller Zonen funkeln aus ihren Augen; Sang und Klang durchtönt die Stadt von einem Ende bis zum andern, und wer dieſe herrlichen Gruppen ſähe, müßte verzweifelt ausrufen: »Warum bin ich nur Einer, warum habe ich nicht tauſend Herzen?«

Und wenn dann erſt der Harem des Sultans erſcheint, — anderthalbtauſend Odalisken, die auserleſenſten Schönheiten aller Provinzen, für welche Hunderte von Jünglingen geſchwärmt und geraſet—in ihren von Perlen und Edelſteinen ſtrahlenden Gewändern, auf prächtigen Roſſen, mit kunſtvoll geſtickten Decken! Mitten unter ihnen die ſchöne Sultana, am Turban den wehenden Reiher, an deſſen Roſe ein feuriger Diamant funkelt. Ein leichtes Gazekleid umfließt die herrliche Geſtalt, ſo zart, ſo dünn, daß es ſelbſt den Schnee der Arme durchſchimmern läßt; ſo ſitzt ſie einer Amazone gleich auf dem den Rücken ihres Pferdes bedeckenden Tigerfelle, der ſtolze Blick ihrer leuchtenden Augen verräth in ihr die Herrin zweier Sultane, die einzige Frau in Stambul, welche mit Recht ſagen kann: »Ich bin die Gattin meines Gatten.«

Vor und neben dieſer feenhaften Gruppe laufen vierhundert ſchwarze Eunuchen mit blankem Schwerte und blicken durch jedes Fenſter, an welchem ſie vorüberkommen, um zu ſehen, ob ſich nicht vielleicht ein Mann dahinter verſteckt habe.

Tanzend und ſingend durchzieht dieſe bezaubernd ſchöne Gruppe die Hauptſtraßen von Stambul; hie und da, wenn der Zug raſch um eine Ecke biegt, vernimmt man einen Angſtſchrei, einen durchdringenden Weheruf, — dann haben die Eunuchen einen Neugierigen überraſcht und an ihm ſchnell ihre Juſtiz geübt; — bis die ſchöne Gruppe an die Stelle gelangt, wo jenes kühne Augenpaar auf ſie gelauert, findet ſie höchſtens noch einige Blutſpuren und zieht dann ſingend und tanzend weiter, als ob jene Weherufe gleichfalls mit zu den Tönen der Freude gehört hätten.

Auf dem Atmeidan geht es unterdeſſen noch weit ungezwungener her; Weiber aus den niederen Volksclaſſen unterhalten ſich dort unter bunten Zelten, beim Gläschen Meth und auf dem in der Mitte des Platzes ausgebreiteten Teppiche tanzen die Straßen-Bayaderen, die einſt auf Befehl Achmet's im ganzen Reiche eingefangen und verhaftet, durch den Aufſtand aber wieder aus ihrem Kerker befreit wurden.

In der Hand die Tambourinen, die ſie über dem Kopfe zuſammenſchlagen, an den Beinen ſtählerne Spangen, mit fliegendem Haare und fliegenden Kleidern tanzen ſie in tobendem Ungeſtüm den frechſten aller Tänze; im Vergleiche zu dieſen wollüſtigen, ſinneberauſchenden Bewegungen iſt die wilde Begeiſterung der ſpaniſchen Bachantinnen nur ein naives Kinderſpiel.

Plötzlich ruft eine der tanzenden Bayaderen ihren Gefährtinnen zu, im Tanze inne zu halten:

»Seht, ſeht! dort kommt Gül-Bejaze, die Gattin Halil Patrona's!«

»Gül-Bejaze!« tönt es mit einem Male von tauſend Lippen, die Bayaderen erkennen ſogleich die Frau, die ihre Haft mit ihnen getheilt, ſie drängen ſich an ſie, küſſen ihr die Kleider, die Füße, heben ſie dann auf die Schultern und zeigen ſie ſo der auf dem Platze verſammelten weiblichen Menge.

»Das iſt Halil Patrona's Gattin!« ruft eine der anderen zu, jede der tanzenden Bayaderen wußte etwas Rühmliches von der ſchönen Gül-Bejaze zu erzählen; die eine war von ihr in ihrer Krankheit gepflegt, die andere in ihrem Grame getröſtet worden, gegen alle war ſie gut und freundlich geweſen, alle hatten ihr ihre Freiheit zu verdanken, denn um ihretwillen erbrach Halil Patrona den Kerker und gab Allen, die darin waren, die Freiheit wieder.

Darum eilte auch Alles auf ſie zu, ſie aber konnte ſich der Liebkoſungen nicht erwehren und mußte ſich geduldig von einigen handfeſten Fiſchhändlerinnen auf den Schultern forttragen laſſen; eine Menge gleich ſtämmiger Weiber aus den Badehäuſern ſchloß ſich jenen an, und man beſchloß endlich als Zeichen der Liebe und Ehrerbietung, Gül-Bejaze bis zum Palaſte ihres Gatten zu tragen. Vergebens flehte die arme Frau, man möge ſie ſtill und unbeirrt vorübergehen laſſen, denn alle dieſe Ehrenbezeigungen erfüllten ſie mit Angſt und Beben. Sie wurde Straße auf Straße ab getragen; wo der Zug vorüber kam, riß die Flut trunkener Begeiſterung Alles mit ſich fort; auf hundert Schritte weit flog ihr die Nachricht voran: das Weib, welches von den Andern auf den

Schultern getragen werde, ſey die Gattin Halil Patrona's, des gefeierten Volkstribuns, und immer dichter, immer gewaltiger wurde der Schwall; kleinere Gruppen, die ihr entgegenkommen, werden gewaltſam mit fortgeriſſen, und wäre es auch der Harem eines Paſcha oder Beglerbeg — gleichviel; ſie müſſen mit, müſſen der Gattin Halil Patrona's das Geleite geben, denn Halil Patrona iſt der mächtigſte Mann im Lande und ſeine Gattin das leutſeligſte Weib unter der Sonne.

Plötzlich, da der ungeheure Troß auf dem Platze vor der Siebenthürmeburg um eine Ecke biegt, kommt ihm ein anderer Haufe entgegen; es iſt das Geleite der Sultana. Die anderthalbtauſend Odalisken und vierhundert Eunuchen erfüllen die Straße ihrer ganzen Breite nach; aber auf der andern Seite ſtehen ihnen zehntauſend trunkene Weiber, von kühnen Bajaderen geführt, gegenüber.

»Platz der Sultana!« riefen die Eunuchen der nahenden Menge entgegen, »Platz für das Gefolge der Sultana!«

Aber die Ausführung dieſes Befehles gehört in das Bereich der Unmöglichkeit; der ganze gegenüber liegende Platz iſt von Weibern erfüllt, die Kopf an Kopf ſtehen, und von einer einzigen ſchwankenden, ſchneeweißen Geſtalt überragt werden.

»Platz gemacht für die Sultana!« ruft die den Zug führende Kadun-Kiet-chuda, eine alte, blatternarbige Vettel, welche mit der Aufſicht über den Harem betraut iſt.

Bei dieſen Worten tritt die allerkeckſte der Bayaderen vor.

»Mache Du Platz, alte bärtige Hexe, für die Gattin Halil Patrona's, denn Du biſt nicht werth, ihr den Staub

von den Füßen zu küſſen. Theilet Euch in zwei Reihen, wenn ihr nicht mit uns gehen wollt.«

Und damit paukte ſie gerade vor der Naſe der Kadun-Kiet-chuda auf ihr Tambourin los.

Da verfielen einige von den Eunuchen auf die unglückſelige Idee, gegen die lärmenden Weibsbilder das Schwert zu erheben, wahrſcheinlich, um ſich mit der Sultana im ſtrengſten Sinne des Wortes durchzuhauen.

Aber es blieb ihnen kaum Zeit zum Ausholen, in einem Nu wurden ſie entwaffnet und zum Ueberfluſſe mit den eigenen Schwertern tüchtig durchgebläut; die ſich widerſetzten, wurden von den wüthenden Mänaden zu Boden geworfen, zertreten, und binnen wenigen Augenblicken war der ergrimmte Haufe bereits bis zu den Pferden der Odalisken vorgedrungen.

Der Kislar Aga ſah die Gefahr, in welcher die Sultana ſchwebte. Der ganze Platz wimmelte von wuthſchnaubenden Weibern, die mit glühenden Wangen und funkelnden Augen auf die Odalisken losſtürzten; wenn ſich ihnen hie und da ein Eunuche in den Weg warf, ſtarb er raſch den Märtyrertod; er wurde erſchlagen, in Stücke geriſſen und die blutenden Körpertheile hoch in die Luft geworfen. Der Kislar Aga wollte die Sultana bereden, umzukehren, um ſich wieder nach dem Serail zu begeben.

Akdſchaliß warf ihm einen ſtolzen, verachtenden Blick zu.

»Man merkt es wohl, daß Du weder Mann noch Weib biſt; denn wäreſt Du das Eine oder das Andere, Du hätteſt jedenfalls mehr Muth.«

Mit dieſen Worten gab ſie ihrem Pferde die Sporen und ſprengte gerade nach jener Stelle hin, wo der Kampf zwiſchen den wuthſchnaubenden Mänaden und den zu Roſſe

ſitzenden Odaliſken am grimmigſten entbrannt war. Die Weiber aus dem Volke riſſen dieſen die Kleider vom Leibe, zerrten ſie vom Pferde und ſetzten ſie dann zur Schande umgekehrt wieder hinauf.

Mit dem ſtolzen, gebieteriſchen Blicke einer Halbgöttin blieb die Sultana vor ihnen ſtehen.

»Wer iſt ſo frech, mich auf meinem Wege aufhalten zu wollen?« fragte ſie mit ihrer klaren, durchdringenden Stimme.

Eine der Bayaderen trat vor, ſtemmte den einen Arm an die Hüfte und deutete mit dem andern nach Gül-Bejaze hin.

»Da ſieh nur hin! Gül-Bejaze iſt's, die Dich ſtille ſtehen heißt und Dich zwingt, ihr Platz zu machen.«

Gül-Bejaze blickte mit Thränen in den Augen nach der Sultana hinüber, rang die Hände und ſuchte ihr begreiflich zu machen, daß ſie alles dies nur gezwungen thue und daß ſie ſich gerne in pflichtſchuldiger Demuth vor der Sultana in den Staub beugen wollte. Vergebens, das Toben der Bachantinnen übertönte ihre Stimme und Aldſchaliß würdigte ſie auch gar keines Blickes.

»Elendes Geſindel!« rief die Sultana ergrimmt, »welch böſer Geiſt iſt in Euch gefahren, daß Ihr verlangen könnt, die Sultana Aßzeki ſolle einem ſolchen Schatten von einem Weibe aus dem Wege gehen!«

»O, dieſes Weib iſt vornehmer als Du!«

»Vornehmer?« fragte die Sultana erſtaunt, »vornehmer als ich?«

»Ja, weil ſie ſchöner iſt als Du.«

Bei dieſen Worten ward Aldſchaliß blutroth, Gül-Bejaze leichenblaß, als ob ihr jene alle Röthe der Wan-

gen geraubt hätte . . . dort die Scham, hier die Angſt! . . . Einer Frau im Beiſeyn von zehn- bis zwanzigtauſend Menſchen zu ſagen, daß eine andere ſchöner ſey als ſie!

»Und mächtiger als Du,« fuhr die Bayadere ſchadenfroh fort, »denn ſie iſt die Gattin Halil Patrona's.«

Aldſchaliß erhob in maßloſer Wuth die geballte Fauſt gen Himmel, und fand kein Wort, das ſie ſagen ſollte; der ohnmächtige Grimm preßte ihr die Thränen aus den Augen und kaum hörbar flüſterte ſie vor ſich hin:

»Das iſt Achmet's Fluch!«

Als das Volk die Sultana weinen ſah, trat ringsum Todtenſtille ein.

»Sultana Aldſchaliß!« rief in dieſem Augenblicke eine männliche Stimme von dem höchſten Fenſter der Siebenthürmeburg herab.

»Hah, ein Mann, ein Mann!« brüllten die Weiber entſetzt und Aller Blicke wandten ſich dem Thurme zu und — wie auf einen Zauberſchlag verſtummte der Lärm wieder . . . Mit leiſem Beben und abergläubiſchen Schauern flüſterte Eine der Andern zu:

»Achmet, Achmet!«

Nur Aldſchaliß vermochte den Namen nicht über die Lippen zu bringen; mit halbgeöffneten Lippen und ſtierem Auge ſtarrte ſie nach dem Fenſter hin.

Dort ſtand Achmet am Fenſter der Siebenthürmeburg, jener Achmet, deſſen Hand jetzt mächtiger war, als da er noch das Scepter führte, mächtiger, weil er den Fluch gefeſſelt hält, — ein Wink und die blühendſte Jugend welkt dahin, ein Hauch und das Leben verdorrt . . . wenn er den Namen ſeiner Feinde nennt, kriechen ihnen alle Schmerzen der Hölle durch die Glieder; wenn er ſeinen Gegner

anblickt, ſo iſt er auch ſchon der Verdammniß anheimgefallen . . . So erzählte ſich das Volk, und ſeit dem Tode Iſpirizade's fürchtete es den gefallenen Sultan weit mehr, als da er noch auf dem Throne ſaß.

Tiefe Stille herrſchte ringsum, Niemand wagte ſie zu unterbrechen.

Achmet ſtreckte den Arm gegen die Sultana aus; die neben ihr ſtanden, drängten ſich ſcheu bei Seite, ſie ſelbſt wagte es nicht die Augen aufzuſchlagen.

»Begrüße dieſes reine Weib, Aldſchaliß,« ſprach Achmet mit zitternder Stimme, »begrüße die Gattin Halil Patrona's, und verhülle dein Antlitz vor ihr, denn ſie iſt die treue Gefährtin ihres Gatten.«

Langſam entfernte ſich Achmet vom Fenſter, wohin ihn der Lärm gelockt hatte, und nun begann das Toben aufs neue; man begnügte ſich nicht mehr damit, daß die Sultanin ſammt ihrem Gefolge der Gattin des Krämers Platz mache, nein, ſie mußte Gül-Bejaze bis zum Hauſe Halil Patrona's begleiten.

Vor Wuth und Scham außer ſich kehrte Aldſchaliß nach dem Palaſte zurück; ſchluchzend warf ſie ſich dem Sultan zu Füßen und erzählte ihm, welche Schmach ihr widerfahren.

Mahmud lächelte während der ganzen Erzählung . . . was dieſes Lächeln wohl bedeuten mochte?

»Liebſt Du mich nicht mehr, daß Du lächelſt, wenn ich weine? Sollteſt Du nicht Blut vergießen, wenn ich Thränen vergieße?«

Mahmud fuhr mit der Hand über die glatte Stirne der Sultana.

»O, Aldſchaliß,« ſagte er, noch immer lächelnd, »wer wird die Frucht pflücken, ehe ſie reif iſt?!«

XI.

Blicke in die Zukunft.

Halil Patrona ſteht am Erker ſeines Palaſtes, den ihm der Sultan und das Volk geſpendet. Die Sonne iſt im Scheiden, golden erglänzt die Waſſerfläche des Goldhorns, hundert und hundert bunte Wimpel flattern in der Abendluft.

Neben ihm liegt Gül-Bejaze auf einer Ottomane, das ſchöne Haupt ruht — mit dem Ausdrucke unendlicher Seligkeit im Antlitze — an der Bruſt des Gatten, während ihr Schwanenarm ſeinen Nacken umſchlungen hält; dann und wann ſinken die Augenlider, als ob ſie ſchlummern wollte, aber der raſche Herzſchlag, der die Bruſt ihres Gatten hebt, weckt ſie wieder aus ihren Träumen. Halil Patrona lieſt in einem großen Buche mit bunten Lettern und großen metallenen Schließen; Gül-Bejaze kennt die fremdartigen Charaktere nicht, aber ſie betrachtet mit Vergnügen die kunſtvoll gemalten Roſen und Lilienkränze und die bunten Vögel, womit die Anfangsbuchſtaben geziert ſind . . . ach, ſie merkt nicht, wie beim Anblicke dieſer heiteren bunten Bilder die Miene ihres Gatten immer ernſter und finſterer wird.

»Was lieſt Du da?« fragte ſie endlich.

»Feenmärchen, Zaubergeſchichten,« antwortete Halil Patrona.

»Alſo hier ſtehen alle die ſchönen Märchen, die Du mir allabendlich zu erzählen pflegſt?«

»Ja, mein Kind.«

»Wirſt Du mir auch das erzählen, was Du jetzt geleſen haſt?«

»Sobald Du wieder erwachſt,« ſagte Halil, und blickte innig vergnügt das ſchöne Weib an, das allmälig in ſeinen Armen entſchlummerte, — dann blätterte er wieder weiter in dem großen Buche.

Was mag wohl darin enthalten ſeyn? Was mögen dieſe kunſtvoll gezeichneten Buchſtaben bedeuten? Wie heißt das Buch?

Es enthält keine Sagen, keine Feenmärchen oder Zaubergeſchichten.

Es iſt die »Takimi Vekai.«

Und was iſt die Takimi Vekai? O, das fraget den Muſelmann nicht, denn Ihr würdet ihn traurig ſtimmen und die Mahomedanerin vergießt bittere Thränen, wenn ſie dieſen Namen hört. »Takimi Vekai« iſt das »Buch der Prophezeiungen«, welches Sid Achmet Ben Muſtafa vor dritthalbhundert Jahren geſchrieben, und ſeit jener Zeit in der Moſchee Muhamadije aufbewahrt wurde; nur hochgeſtellten und mächtigen Perſonen iſt der Einblick in dieſes Buch geſtattet. *)

Die mit prachtvollen Blumen verzierten, goldbemalten Blätter enthalten folgende dunklen Worte:

»Takimi Vekai« (Buch der Zukunft).

»Am achtundzwanzigſten Tage des Monates Rabi

*) Auch Decſy erwähnt deſſen in ſeiner Ozmanographie nur mit dem Unterſchiede, daß die Türken nach ſeiner Angabe die Verwirklichung der darin enthaltenen Prophezeiung ſchon für das Ende des achtzehnten Jahrhunderts erwarteten.

Eſtani, im achthundertſechsundachtzigſten Jahre der Hedſchira (1481 nach Chr. G.) habe ich Szid Achmet Ben Muſtafa, Yek-Naib (Statthalter des Scutari Kaza und Chodſcha-Efterdar (Palaſtſchreiber) — nachdem ich das Abdeſtan (Waſchen vor dem Gebete) vollzogen und mit gen Himmel erhobenen Händen die Fateha (der erſte Abſchnitt des Koran) geſprochen — mich nach dem Thurme Ujuk Kule begeben, von wo man ganz Stambul überſieht und dort überließ ich mich meinen Gedanken.

»Da erſchien mir der Prophet und berührte meine Augen und Ohren, damit ich nichts Anderes ſehe und höre, als was er mich ſehen und hören heißt.

»Und ich ſchrieb getreulich nieder, was mir der Prophet geſagt hat.

»Schon ſehen die Giaurs die Zelte der fremden Heere am Tſchiraganplatze aufgeſchlagen, den Halbmond zu Boden geworfen, das Doppelkreuz an den Thürmen der Moſcheen aufgerichtet, die Khazne (Schatzkammer des Sultan) ausgeplündert, die Rechtgläubigen hingemordet. — In den Stadttheilen Fanar (von Griechen bewohnt) zählen ſie bereits die Tage und flüſtern einander zu: Morgen . . . Morgen!

»Aber Allah iſt Allah und beſchützt die Padiſchahs der Ottomanen. Ihre Odſchaks (berittene Schaaren) werden Furcht und Schrecken verbreiten ringsumher. Allah akbar! Gott iſt groß!

»Die Baſch-Rais (Schiffscapitäne), die Rai-Etteris (Schiffsführer), die Baſch-Topodſchis (Artillerieoffiziere) und die Beharis (Piraten) werden unter ſich die Schätze theilen, die ſie den Ungläubigen abnehmen.

»Und die Padiſchahs werden herrſchen über dreizehn Nationen. *)

»Aber nun ſteigt eine finſtere Wolke vom kalten Norden herauf; es zeigt ſich ein Feind, furchtbarer und ausdauernder als die Magyaren, als die Venetianer, als die Perſer; jetzt iſt er noch ſchwach und unanſehnlich, wie die jungen Geier des Balkans, aber bald wird er ſeine Fittige ausbreiten. Vorwärts, Retſchinbtar Aga (der dem Sultan den Steigbügel hält), Szilihdar Aga (der Schwertträger des Sultans), thut eure Schuldigkeit. Ihr Feriks (Heerführer) rufet die Redifs (Landwehr) zuſammen, die Männer, die von jenem Lande herkommen, wo Tannen und Fichten ihre ſchmalen Wipfel gen Himmel ſtrecken, ſehnen ſich im innerſten Herzen, jene warmen Gegenden zu beſitzen, wo die Kronen des Oelbaumes, des Fabago, der Laſtiks, der Terebinthen und Palmen himmelan ragen. Die Väter zeigen den Söhnen Stambul, als die Beute, an der ſie ſich mäſten ſollen, zarte Frauen ergreifen das Schwert gegen die Osmanlis und ſtreiten, kampfgeſtählten Helden gleich! . . . Aber noch iſt nicht aller Tage Abend und das Volk der Osmanen wird unverſehrt aus dem Kampfe hervorgehen, wie der Salamander aus den glühenden Kohlen.

»Dann vergehen viele, viele Jahre und wieder werden die Giaurs in Maſſen heranziehen, kühn und drohend, aber der Divan antwortet ihnen: »Olmaz!« — es kann nicht ſeyn!« . . . dann ſignaliſirt man von den

*) Dieſe dreizehn Nationen ſind nach den Begriffen jener Zeit: Türken, Slaven, Walachen, Arnauten, Griechen, Armenier, Juden, Tartaren, Araber, Syrer, Druſen, Kurden und Turkomanen.

Höhen des Anatoli Fanar und Rumili Fanar das Nahen fremder Flotten . . .

»Das alles wird in ſpäter, ſpäter Zeit geſchehen, nachdem dreiundzwanzig Sultane über die dreizehn Nationen geherrſcht, — und Stambul wird ſich unter das Joch der Ungläubigen beugen müſſen. Wehe, wehe! Ihr wäret für alle Zeiten unbeſiegbar geblieben, wenn Ihr unwandelbaren Schrittes den Lehren des Korans gefolgt wäret, aber es wird eine Zeit kommen, wo die alten Sitten in Vergeſſenheit ſinken und neue ſich unter die Muſelmänner einſchleichen werden, wie die Klapperſchlange ſich in den Roſengarten einſchleicht. Dann wird Euch der Glaube nimmer Kraft verleihen gegen jene Eismänner und ſie werden durch achtundzwanzig Thore in die Siebenhügelſtadt eindringen.«

»Das iſt es, was mir der Prophet offenbarte, während der Zeit vom El-Aßzör-Gebete bis zum Meghereb (Sonnenuntergang).

»Allah ſpende Heil und Segen den Herren der Welt!« . . . So lautet die Takimi Vekai.

Halil Patrona hat dieſe Zeilen ſchon unzählige Male durchleſen, er weiß beinahe jeden Buchſtaben auswendig; die geheimnißvollen Worte des Sehers erfüllen all ſein Denken und Träumen und er vermag ſich nicht loszuringen von dem Gedanken: ob es denn nicht möglich wäre, dieſe Prophezeiung Lügen zu ſtrafen, ob nicht eine ſtarke Hand in das Schickſal greifen und es hemmen oder ihm eine andere Richtung geben könnte, um mit einem kühnen Streiche Alles auszulöſchen, was ſeit Erſchaffung von Mond und Sonne in den Büchern der Thora geſchrieben ſteht, — um ein neues Buch des Schickſals zu ſchreiben?!

Solch ein Gedanke ziemt keinem Muſelmann; das iſt nicht jene fromme Reſignation, mit welcher der Muſelmann in die Zukunft blickt, nicht jene tiefinnige Gottergebenheit, mit welcher er ſich den Fügungen des Schickſals unterwirft, gegen welche keine ſterbliche Hand anzukämpfen wagen ſollte. Ehrgeizige, welterſchütternde Pläne, wie ſie keinem Sterblichen ziemen, erfüllen Halil Patrona's Geiſt und doch, was iſt das Sinnen und Trachten des Menſchen? Er thürmt Welten übereinander und wähnt für Jahrtauſende zu bauen, da wirbelt ein Lüftchen auf und eine leichte Staubwolke iſt Alles, was von den ungeheuern Anlagen übrig bleibt . . . Warum denkt der Menſch an den morgigen Tag?

Die Nacht ſank leiſe nieder, das Abendglühen ſpiegelte ſich immer matter in den Halbmonden der Minarets, endlich verſchwand es völlig und nur der Ruf des Muezzim tönte noch von den Thürmen der Moſchee:

»Allah kerim! Allah akbar! La illah il Allah, Mohamed rasul Allah!« (Gott iſt groß! Gott iſt mächtig! Es iſt nur ein Gott und Mahomed iſt ſein Prophet.)

Einige Minuten ſpäter erſcholl dann der zweite Ruf:

»Kommt Ihr Völker zur Ruhe des Herrn, nach dem Wohnorte der Gerechtigkeit, kommt nach der Stätte der Glückſeligkeit. *)

Gül-Bejaze erwachte. — Halil wuſch ſich die Hände und begann, dem Mehrab **) zugewendet, zu beten.

*) Decsy: Ozmanographia.

**) Kleine Täfelchen, welche die Richtung bezeichnen, in der Mekka liegt und wohin das Antlitz des Mohamedaners während des Gebetes gewendet ſeyn muß.

Aber vergebens hieß er Gül-Bejaze ſich entfernen (eine Frau darf nicht zugegen ſeyn, wenn ein Mann, und ein Mann nicht, wenn eine Frau betet), vergebens erhob er die Hände gen Himmel, vergebens warf er ſich auf die Kniee und berührte mit dem Antlitz den Boden . . . ſein Herz war von ganz andern Gefühlen, ſein Geiſt von anderen Gedanken erfüllt, — es waren entſetzliche verzweifelte Gedanken; endlich ſchien es ihm, als ob der Gott, zu dem er betete, gar nicht vorhanden, als ob ſein Reich im Himmel eben ſo zerfallen wäre, wie das ſeiner Gläubigen auf Erden; ein ſonderbares Gefühl, eine unbeſchreibliche Angſt ſchnürte ihm die Kehle zu; dreimal unterbrach er ſich ſelber im Gebete und dreimal mußte er wieder von vorne anfangen, weil das unterbrochene Gebet nicht fortgeſetzt werden darf. Dann blickte er noch einmal über die im tiefen Dunkel liegende Stadt und als er nirgends einen Halbmond ſchimmern ſah, ſtieg er traurig nach ſeinem Gemache hinab, ſuchte Gül-Bejaze auf und erzählte ihr liebliche Feenmärchen, die er in jenem großen Buche mit den bunten Lettern geleſen haben wollte.

Am folgenden Morgen verſammelte Halil ſeine vertrauteſten Freunde in einem geheimen Gemache.

Unter ihnen war Kaplan Giraj (der Tiger) aus der Fürſtenfamilie der Krim'ſchen Tartaren, Muſſzli, der alte Bunli, Derwiſch Mohamed und Szulali.

Szulali ſchrieb nieder, was Halil ſprach.

»Muſelmänner! Geſtern vor dem Abdeßtan las ich ein Buch, — es heißt: Takimi Vekai!«

»Jasb Allah!« riefen die Mohamedaner in ſchmerzlichem Tone.

»In dieſem Buche wird der Untergang des osmaniſchen

Reiches prophezeit; es wird ein Jahr kommen — heißt es darin — und ein Tag, an dem der Name Allah's auf Erden nicht mehr geprieſen werden wird, an unſeren Fontainen wird man Heerden tränken, von unſeren Thürmen werden kleine und große Glocken ertönen, die Allah ein Gräuel ſind; mit den Köpfen der Muſelmänner werden die Giaurs Ball ſpielen, auf den Gräbern der Rechtgläubigen werden ſie Häuſer bauen!«

»Maſh Allah! Der Wille des Herrn geſchehe,« ſagte der alte Derwiſch Mohamed mit ſchwacher bebender Stimme, »dann ſind wir alle im Paradieſe, hoch oben im ſiebenten Himmel, deſſen Boden aus lauter Kornmehl, Ambra, Moſchus und Saflor beſteht, wo alle Steine Hyacinthen, alle Kieſel echte Perlen ſind, wo uns der wonneduftende Tubabaum umſchattet, der goldene Blüthen, ſilberne Blätter und die ſüßeſten Früchte trägt, aus deſſen Stamm Milch, Honig und Wein fließen; wo die Wohnſtätte der Propheten Mohamed, Jeſus und Moſes in unbeſchreiblicher Schönheit erſtrahlt, und über das Wohnhaus jedes Rechtgläubigen ſich die Aeſte des heiligen Baumes niederneigen, deſſen Früchte nicht abfallen, nicht verdorren, nicht verfaulen . . . In dieſem herrlichen Paradieſe werden wir beiſammen wohnen; jeder Rechtgläubige hat dort einen Palaſt, in jedem Palaſte lächeln ihm zweiundſiebenzig junge zarte Houris entgegen, jugendlich friſche, ewig ſchöne Jungfrauen, deren Angeſicht nie von einer Runzel entſtellt wird und die noch viel, viel heißer lieben, als die Frauen der Erde.«

Halil hörte ruhig zu, bis der Alte ſeine Schilderung der paradieſiſchen Freuden vollendet hatte.

»Was Du da ſagſt, iſt Alles ſchön und wahr, aber

vergiß nicht, was der Prophet als Lohn oder Strafe für den irdiſchen Wandel verheißen hat! Wenn der Engel Azrael leiſe den Leib von der Seele loslöſet, wenn man uns eingräbt und zu Haupten den Grabſtein mit der Inſchrift: Dame Allah hu teala Remaeti (Gott ſey ihm immerdar gnädig), ſetzt, dann treten die beiden Prüfengel Monker und Nakir zu uns hin und fragen, wie wir die Gebote des Propheten erfüllt haben? Wir aber werden mit bebenden Lippen antworten. Und wenn ſie uns fragen: Wie habt Ihr den wahren Glauben, wie habt Ihr euer Vaterland gegen die Ungläubigen vertheidigt? was werden wir da antworten? Glücklich, wer dann ſagen kann: Ich habe meine Schuldigkeit gethan; ſeine Seele darf dann im ſtärkenden Brunnen des Izmail dem jüngſten Tage entgegen harren; die aber antworten: Ich ſah die Gefahr, welche dem Osmanenvolke drohte; ich hatte die Macht zu helfen und half nicht, deren Leib wird von den Engeln mit eiſernen Ruthen gepeitſcht und dann in die Morhut-Grube geworfen, wo er bis zum Tage des Gerichtes liegen bleibt. Und wenn die Poſaune des Engels Israfil ertönt, wenn das Wunderbild vom Berge Safa erſcheint und den Menſchen das Wort »Mumem« (Gläubiger) oder Giaur (Ungläubiger) an die Stirne ſchreibt, wenn der Al-Dallaja (Antichriſt) kommt und das Volk der Osmanen vertilgt, wenn dann Chriſtus vom Himmel niederſteigt und den Al-Dallaja vernichtet, wenn die Heere des Gog und Magog kommen und die Anhänger Chriſti ausrotten und das Waſſer der Flüſſe austrinken, wenn endlich der Mohdi erſcheint, der Alles vernichtet, wenn die Berge einſtürzen und die Sterne herabfallen, wenn die Erzengel Gabriel und Michael die Gräber erſchließen

und die bleichen, zitternden Geſtalten vor Allah's Angeſicht hinführen, der ihr Innerſtes durchſchaut, als ob es durchſichtig wie Kryſtall wäre, der ihre geheimſten Gedanken kennt, — was werdet Ihr dann antworten, Ihr, in deren Macht es ſteht, Mahommets Reich zu retten, die Ihr das Schwert in der Hand und Verſtand im Kopfe habt, um dieſes Reich dauernd zu befeſtigen: was werdet Ihr antworten, wenn die eherne Stimme des Richters Euch fragen wird: »Ihr habt den Untergang vorhergeſehen, — habt Ihr geholfen?« Was nützt es Euch dann, wenn Ihr ſagt, daß Ihr nie verſäumt habt, Euch zum Abdeßtan, Güzül und Thüharet zu waſchen, daß Ihr nie eines der fünf Namazatgebete vergaßet, daß Ihr in dem Ramazan gefaſtet und den Bejram gefeiert, daß Ihr reichlich Zakat (das durch das Geſetz anbefohlene Almoſen) und Szadakat (freiwilliges Almoſen) geſpendet, daß Ihr ſo und ſo oft zur Kaba von Mekka (wo Mahommed geboren wurde) gewallfahrtet, daß Ihr den ſchwarzen Büßerſtein geküßt, aus dem Zenzemet-Brunnen (Hagarsbrunnen) getrunken, daß Ihr ſiebenmal um den Berg Arafat gegangen, daß Ihr im Thale Dſchemret nach dem Teufel Steine geworfen, — was nützt Euch Alles dies, wenn Ihr auf jene Frage nicht zu antworten vermöget? Denn wer ſich an Gott verſündigt, dem kann Gott vergeben; wer ſich an ſeinem Nebenmenſchen verſündigt, dem kann dieſer vergeben; wer ſich aber an ſich ſelbſt verſündigt, von wem ſoll der Vergebung erflehen? Wehe Euch und wehe, wehe uns Allen, die wir ſehen, hören und doch fortträumen, wenn wir die Alſirat-Brücke betreten, die nicht breiter iſt als die Schneide eines Meſſers, und über die der Weg nach dem Paradieſe führt, dann

wird uns die Wucht unſerer Sünden in die Tiefe hinabreißen, in die finſtere Hölle, aber nicht in die erſte, nicht in die Jehenna, wo die Rechtgläubigen büßen, nicht in die Ladhana, wo die Seelen der Juden gereinigt werden, nicht in die Hetama, wo die Chriſten leiden, nicht in die Szair, welche für die Neger beſtimmt, nicht in die Szakar, in welcher die Feueranbeter, die falſche Gottheit verwünſchend, am Feuer braten, nicht in die Jahim welche von dem Angſtgeſchrei der Götzenanbeter wiederhallt, nein, in die tiefſte, verfluchteſte, in die ſiebente Hölle, Al-Havijat, wo Jene, die den Glauben nur im Munde, aber nicht im Herzen geführt, in langſamer Marter vergehen, denn wiſſet, unſer Gebet iſt Lüge, wenn wir ſagen, wir beten Allah an und ſeine Tempel ſchmählich entweihen laſſen.«

Halil's Worte erſchütterten die Gemüther aller Anweſenden. Jeder Satz ſeiner Rede berührte ein hochwichtiges Dogma der Muſelmänner; aus ihrem politiſchen, aus ihrem religiöſen, aus ihrem häuslichen Leben entlehnte er die Anknüpfungspunkte für das Netz, in welches er ihre Gemüther verſtricken wollte, damit ſie in ſich gehen, an die Bruſt ſchlagen und die Wahrheit ſeiner Worte anerkennend, ausrufen:

»Gebiete über uns, wir wollen Dir gehorchen.«

»Wehe uns,« fuhr der begeiſterte Seher nach einer kurzen Pauſe fort, »wehe uns, wenn wir glauben, jene drohenden Tage ſtänden noch in ſo weiter Ferne! Wehe uns, wenn wir glauben, daß das Maß der Sünden, welches dem Volke der Osmanen den Untergang bereitet, noch nicht voll ſey! So lange unſere Ahnen unter armſeligen Zelten wohnten, nannte die halbe Welt mit Beben unſeren

Namen; ſeit das Volk der Osmanen in Sammt und Seide einhergeht, iſt es ſeinen Feinden zum Spott geworden. In den Paläſten unterhält man ſich mit Wein, Muſik und Weibern, man wagt ſich nicht hinaus aufs Schlachtfeld, aber man wagt es — wehe mir, man wagt es, den Namen Allah's fluchwürdig zu ſchmähen. Daß es unter den Giaurs Gottesleugner gibt, wundert mich nicht; die vielen weltlichen Wiſſenſchaften berücken ihren Verſtand; aber wie kann es dem Muſelmann in den Sinn kommen, ſein Haupt frech gegen Gott zu erheben, dem Muſelmanne, der in ſeinem ganzen Leben nichts Anderes gelernt hat, als Gott zu lobpreiſen, und doch vermaß ſich am Abende des Halivetfeſtes ein Scheik, ein Nachkömmling des Propheten, ein Scheik, vor dem ſich das Volk auf der Straße ehrfurchtsvoll beugt, in Gegenwart der weinſeligen Palaſtherren die ſchmachvollen Worte auszuſtoßen: »Es gibt keinen Allah, und wenn's einen gibt, ſo iſt er nicht allmächtig; denn wäre er allmächtig, ſo könnte er mir verbieten zu ſagen, es gibt keinen Allah.« *)

Ein Schrei der Entrüſtung ging durch die ganze Verſammlung, und das dumpfe Murren währte lange fort, gleich fernem Donnergrollen.

»Und wer iſt der Verruchte?« fragte Derwiſch Mohammed, und erhob die drohend geballte Fauſt.

»Uzun Abdi, der Janitſcharenaga,« entgegnete Halil; »er ſprach jene Worte und die Andern lachten darüber.«

»So mögen ſie alleſammt verflucht ſeyn!«

»Der Reichthum hat die Herzen der Osmanlis verderbt! Wer lenkt die Schickſale unſeres Reiches? Die Günſt-

*) Decsy: Ozmanographia.

linge der Sultana, die Sclaven des Kislar Aga, die Isoglane, deren Zügelloſigkeit das Loos Sodoma's und Gomorrha's über Stambul heraufbeſchwört, das ſind unſere Heerführer, unſere Staats- und Finanzmänner, und wenn der Zufall hie und da eine echte Heldengeſtalt unter ſie mengt, ſo wird auch dieſe bald ſchwarz und ſchmutzig, wie ein Tropfen Waſſer, der auf Ruß fällt; denn die Schätze, die Paläſte und die Freudenmädchen des gefallenen Günſtlings gehen auf den neuen über und verderben dieſen eben ſo tief wie ſeinen Vorgänger; ſo lange noch dieſe Paläſte an den ſüßen Gewäſſern ſtehen, werden in Stambul immer mehr Flüche als Gebete zum Himmel ſteigen; darum, wenn Ihr Stambul retten wollt — ſteckt dieſe Paläſte in Brand, denn — ſo wahr ein Gott lebt, dieſe Paläſte richten Stambul zu Grunde!«

»Wir werden beim Sultan Beſchwerde führen,« ſagte Derwiſch Mohammed.

»Nieder mit jenen Paläſten, ſage ich Euch, denn es wohnt auch nicht ein Gerechter darin; jene ganze ſteinerne Welt möge in ihren Grundfeſten erbeben: wer auch nur um einen Kopf über die Andern hinausragt, der iſt ſchon ſchuldig; erhebet Jene, die am niedrigſten ſtehen, ſtürzet alle jene Woiwoden, Chans und Paſchas, die ſich ihre Stellen und einen Theil des Landes um Geld erkauft, und es daher auch jeden Augenblick um Geld wieder zu verkaufen bereit ſind. Berufet ungekannte, herzhafte Biedermänner an ihre Stelle, denn ſelbſt die Luft, in der ſie athmen, iſt durch und durch verpeſtet. Seit einiger Zeit ſind in Stambul Thaler und andere Geldſtücke mit Figuren und Löwenköpfen in Umlauf; nun wiſſen wir aber, daß der Muſelmann auf ſeine Münzen nie derlei Figuren prägen läßt, —

Tribut zahlen uns weder Ruſſen noch Polen, noch Schweden, und dennoch ſind jene Münzen bei uns im Umlauf . . . O, ſeit Baldatſchi den nordiſchen Kaiſer, den weißen Schnurbart (Peter den Großen) entkommen ließ, ſeitdem weiß man, daß man mit Gold und Silber weiter und ſicherer trifft, als mit Eiſen und Blei. Wir müſſen eine neue Welt ſchaffen, die alte muß vom Grunde auf zerſtört werden. Verfaſſet eine lange Liſte von Ernennungen und tragt ſie zum Großvezier; weigert er ſich, ſie anzunehmen, ſo ſchreibet auch ſtatt ſeiner einen Andern auf die Liſte und tragt ſie zum Sultan. Wehe dem Osmanenvolke, wenn ſich in ſeiner Mitte nicht ſo viele Biedermänner finden ließen, als es braucht!«

Die Verſammelten fertigten ſogleich ein langes Verzeichniß von Candidaten für die höchſten Staatsämter an.

Statt des Kapudan ſollte Dſchanüm Chodſcha, ſtatt des Miniſters des Innern Muſtapha Beg, ſtatt des Janitſcharenaga — Muſſzli ernannt, die im Amte ſtehenden Richter und Kämmerer verbannt, die Verbannten zurückberufen, ſtatt des mit fremdartiger Bildung vollgeſogenen Maurocordato deſſen Gegner Richard Rakovicza, mit dem Beinamen Dſchihan, zum Woiwoden der Walachei, ſtatt Ghika's, des Fürſten der Moldau — der Peraer Fleiſcher Janaki, ſtatt Mengligiraj, Chan der Krim — der gleichfalls bei der Verſammlung anweſende Kaplan Giraj eingeſetzt werden.

Kaplan Giraj reichte Halil Patrona die Hand zum Danke für dieſes Vertrauen.

Und ſonderbar . . . als Halil dem Chan die Hand drückte, ſchien es ihm, als fühlte er ein elektriſches Zucken in ſeinen Armen . . . was das wohl bedeuten mochte?

Nun trat Muſſzli vor.

»Jetzt wirſt Du mir geſtatten, mit dieſer Schrift zum Großvezier zu gehen. Du warſt ſchon einmal im Serail, gönne jetzt mir den Ruhm, meinen Muth zu beweiſen, Du mußt nicht alle Ehre für Dich behalten wollen, ſondern auch Anderen etwas davon überlaſſen. Und dann würde es ſich für Dich gar nicht ziemen, wenn Du deine Propoſitionen ſelber vor den Divan brächteſt. Sieh, auch die Giaur-Fürſten kommen nicht ſelber, ſondern ſchicken ihre Geſandten.«

Halil Patrona reichte dem Janitſcharen gerührt die Hand. Er wußte wohl, daß nicht der Ehrgeiz aus ihm ſpreche und daß er nur deshalb nach dem Serail gehen wolle, weil es ſich leicht ereignen könnte, daß der Ueberbringer ſolcher Vorſchläge ohne weiters geköpft wird.

Muſſzli wiederholte ſeine Bitte und that, als ob er einen ſo großen Stolz darein ſetzte, daß Halil ihn nicht von ſich weiſen konnte.

Muſſzli war übrigens ein gar pfiffiger Kerl; er wußte, daß es ſehr gewagt ſey, mit ſo vielen und großen Forderungen nacheinander herauszurücken; er verfiel daher mit ſeinem ſchlichten Hausverſtande auf die Idee, den überraſchten Großvezier gar nicht zu Athem kommen zu laſſen und ihn derart zu übertölpeln, daß er, ſobald er nur die erſte Forderung gewährt, auch zur zweiten und allen folgenden ſeine Zuſtimmung geben müſſe.

Der neue Großvezier hatte vom Volke den Spitznamen Kabakulak — Hartohr — erhalten, weil er ſchwer hörte, was übrigens für Muſſzli, der ſtets unbändig zu ſchreien pflegte, ein großes Glück war.

Anfangs wollte der Kabakulak gar nichts hören, als ob er ſtocktaub wäre, und ließ ſich Alles dreimal ſagen;

nachdem aber Muſſzli von ungefähr die Aeußerung fallen ließ: wenn der Großvezier ihn nicht hören wolle, werde er zum Sultan gehen und mit dieſem die Sache abmachen — da thauten die großvezierlichen Gehörwerkzeuge etwas auf; der wackere Mann ward herablaſſender und fragte Muſſzli ganz freundlich, was er für ihn thun könne.

Muſſzli wurde durch das viele Schreien noch mehr ereifert und hatte nun ſeinen vollen Muth beiſammen.

»Halil Patrona befiehlt Dir . . .« brüllte er dem Kabakulak ins Ohr.

Der Großvezier fuhr entſetzt zurück; ob ihn der Schrei an und für ſich oder der Sinn der Worte mit ſolchem Entſetzen erfüllte, wiſſen wir nicht.

»Na, na, mein Junge, Du mußt mir nicht ſo ins Ohr ſchreien, als ob ich taub wäre; was erbittet ſich Halil Patrona von mir?«

»Du brauchſt mich nicht zu corrigiren, alter Uhu!« brummte Muſſzli vor ſich hin; dann fuhr er wieder laut fort: »daß Du Dſchanüm Chodſcha zum Kapudan Paſcha ernennſt.«

»Gut, gut, mein Sohn, das iſt auch ganz mein Wille, ich habe es längſt beſchloſſen gehabt; ſo! . . . jetzt kannſt Du nach Hauſe gehen.«

»O, noch lange nicht. Die Walachei braucht einen neuen Woiwoden.«

»Sie hat ſchon einen, mein Junge, ſie hat ſchon einen; er heißt Maurocordato; kannſt Du das ausſprechen? Maurocordato!«

»Ich ſtrapazire meine Zunge gar nicht damit; ich meine, Dſchihan ſey viel leichter auszuſprechen.«

»Ja, was ſoll denn aus Dſchihan werden?«

»Ein Fürſt der Walachei.«

»Gut, Ihr ſollt ihn haben; was willſt denn Du werden?«

Muſſzli war in der Liſte für die Stelle eines Janitſcharenaga vorgemerkt, aber er ſchämte ſich, von ſich zu ſprechen.

»Laß mich nur ſeyn, ſo lange wir noch über würdigere Leute zu reden haben. Wir wünſchen den Fürſten der Krim abgeſetzt und den verbannten Kaplan Giraj an ſeine Stelle ernannt zu ſehen.«

»Ganz recht! Mengligirai wird mit Nächſtem ſeiner Würde enthoben.«

»Nichts da, mit Nächſtem! Jetzt, gleich auf der Stelle, unverzüglich!«

Muſſzli begleitete jedes ſeiner Worte mit ſo lebhaften Bewegungen, daß der Großvezier zu retiriren anfing.

»Haſt Du vielleicht noch ſonſtige Schmerzen?« fragte er.

Muſſzli ſchwieg; was er noch wollte, hatte er ſelber vergeſſen; aber die Verlegenheit währte nicht lange, er ſetzte ſich ganz ungenirt auf die Erde, zog das Regiſter aus der Taſche und las dem Großvezier die gewünſchten Ernennungen der Reihe nach vor.

Der Großvezier bewilligte Alles, ohne auch nur einen Einwurf zu erheben.

Zu allerletzt nannte Muſſzli den Fleiſcher Janaki.

»Den mußt Du zum Woiwoden der Moldau machen.«

Kabakulak wurde auf einmal wieder taub; er hörte ſchon wieder nicht, was Muſſzli ſo eben geſagt hatte.

Muſſzli ſtellte ſich ganz nahe neben ihn, legte die hohle Hand an den Mund und ſchrie dem Großvezier ins Ohr:

»Janaki habe ich geſagt!«

»Ah, ſo, ſo! Du wünſcheſt, daß er die Fleiſchliefe-

rung für die Küche des Sultans bekomme? Gut, gut ... er ſoll ſie haben!«

»Daß Dir doch der Engel Israfil in die Ohren poſaunen möchte!« brummte Muſſzli vor ſich hin; »es iſt ja gar keine Rede von einer Fleiſchlieferung; zum Woiwoden der Moldau ſollſt Du ihn machen.«

Kabakulak fand es diesmal für gut, Muſſzli's Worte zu hören, und antwortete ihm ernſt:

»Du weißt nicht, was Du da begehrſt; der Padiſchah hat dieſe Würde erſt vor vier Tagen dem Fürſten Ghika verliehen, der ein ſehr weiſer, vornehmer Mann iſt; die Ernennung kann nicht rückgängig gemacht werden.«

»Ein weiſer vornehmer Mann?« fragte Muſſzli verwundert. »Wie ſoll ich das verſtehen? Was iſt denn für ein Unterſchied zwiſchen einem Giaur und dem Andern?« *)

»Die Ernennung iſt vom Sultan ausgegangen, was er gethan, daran kann ich ohne ſein Wiſſen nichts ändern.«

»So geh zum Sultan, damit er ſelber ändere, was er gethan hat; übrigens thue, wie Du willſt, gib aber nur Acht, daß Du Halil Patrona nicht aus ſeiner guten Laune bringſt.« **)

Kabakulak wünſchte den alten Janitſcharen dahin, wo der Pfeffer wächſt, aber Muſſzli ſtöberte noch immer in ſeinem Verzeichniſſe herum; er erinnerte ſich, daß ihm Halil noch etwas aufgetragen habe, aber er wußte nicht mehr recht was.

»Ja, richtig, jetzt fällt's mir ein; Halil Patrona hat

*) Nach der »Histoire des deux rébellions« Muſſzli's eigene Worte.

**) Ebendaſelbſt.

auch befohlen, Du mögeſt die Erlaubniß ertheilen, jene ſchändlichen Paläſte an den ſüßen Gewäſſern in Brand zu ſtecken.«

»Ihr ſeyd ſehr edle Mordbrenner, Ihr fragt doch wenigſtens früher um Erlaubniß; wünſcht Ihr vielleicht auch Stambul zu plündern?«

»Du thuſt ſehr ſchlecht daran, ſo zu ſprechen, Kabakulak; Halil will nicht deshalb jene Paläſte in Flammen aufgehen ſehen, weil er am Mordbrennen ſeine Luſt findet, ſondern weil er den Vezieren ihre Schlupfwinkel zerſtören will, wo ſie ſich hinter Blumen und Weiber verkriechen, wenn ſie ins Feld ziehen ſollen. Wenn nicht jeder Paſcha ſchon auf Erden ſein eigenes Paradies haben wird, dann werden ſie ſich mehr nach dem himmliſchen Paradieſe ſehnen; darum will Halil jene Stätten der Wolluſt in Flammen aufgehen ſehen.«

»Gott erhalte euren Halil! Ich will auch dieſen euern Wunſch dem Sultan vortragen.«

»Nun ſo geh — ſchnell, ſchnell; ich werde hier in deinem Gemache auf Dich warten.«

»Hier willſt Du warten?«

»Ja, Du brauchſt Dich aber gar nicht um mich zu kümmern; ich habe mir mein Mittagseſſen hierher beſtellt, Tabak und Kaffeh werde ich wohl hier bei Dir bekommen und ſollteſt Du etwa bis Morgen Früh ausbleiben, ſo übernachte ich hier auf dem Teppich.«

Kabakulak merkte wohl, daß er's mit einem Starrkopfe zu thun habe, der ſich ſicherlich nicht von der Stelle rühre, bis er nicht alle ſeine Forderungen befriedigt ſieht. Dieſe hätten ſich nun freilich auf einem ſehr kurzen Wege befriedigen laſſen; der Großvezier durfte nur einige Cſauße her-

einrufen und dem Kerl den Kopf vor die Füße legen laſſen, aber dazu war der Horizont noch nicht rein genug; noch lagerten die Rebellen in dichten Gruppen auf den öffentlichen Plätzen. Man mußte ſie vorerſt beſchwichtigen und zerſtreuen, — dann konnte man gegen ſie auftreten.

Es blieb ſonach dem Großvezier nichts Anderes übrig, als dem Sultan Halil Patrona's Forderungen frei und offen vorzutragen.

Der Sultan willigte in Alles.

Binnen einer Stunde hatte Muſſzli ſämmtliche Ernennungs- und Verbannungsfermane und Hattiſcherifs in Händen.

Blos hinſichtlich der Zerſtörung der Kioske bemerkte der Sultan: man möge dieſelben nicht anzünden, weil man ſich dadurch vor den Chriſten lächerlich machen würde, ſondern die Mauern niederreißen und die Luſtparks zerſtören.«

So wurden innerhalb drei Tagen hundertzwanzig prachtvolle Kioske an den ſüßen Gewäſſern zerſtört, die koſtbaren Pflanzen ins Waſſer geworfen und die ſchattigen Lauben, welche ſo viele liebende Paare beherbergt, mit Stumpf und Stiel ausgerottet. Jetzt ſieht man nur mehr die Trümmer dieſes einſt ſo feenhaft ſchönen Stadttheiles, wo alle Freuden der Erde ihren Sitz aufgeſchlagen hatten; Halil Patrona ließ dieſe Paläſte zerſtören, damit es — wie einen Gott — ſo auch nur ein Paradies gebe, und zwar nicht auf Erden, ſondern im Himmel; wer es zu erreichen wünſcht, der möge es erkämpfen lernen! . . .

XII.

Menſchliches Hoffen.

Wenn ein Stern ſo hoch geſtiegen iſt, daß er nimmer höher ſteigen kann, dann iſt die Zeit nahe, wo er niederzuſinken beginnt . . .

Alles kam ſo, wie ſichs Halil einſt geträumt hatte. Er ſtand hoch oben am Gipfelpunkte der Macht, das Schickſal von Ländern und Welten lag in ſeiner Hand. Er ſetzte Veziere ein und ab, ſandte Truppen gegen fremde Lande, beſtätigte Fürſten in ihrer Würde und ſah hohe Herren ſich ſchmeichelnd zu ſeinen Füßen winden.

Ganze Tage über ſaß er und las in den Werken türkiſcher Geſchichtsſchreiber, er ſtudirte den berühmten Raſid und den weiſen Chelebizade, vertiefte ſich in die Betrachtung der Landkarten, die er nach allen Richtungen hin mit farbigen Linien durchzog und mit Punkten überſäete, deren Bedeutung nur ihm bekannt war. Dieſe Linien und Punkte erſtreckten ſich bis weit in das Herz Podoliens und der Ukraine hinein . . . er wußte wohl, was er damit wollte!

Seine Pläne waren für Jahrhunderte voraus berechnet . . . und was iſt das Leben *eines* Menſchen?

Er ſah im Geiſte das alte Osmanenreich verjüngt daſtehen, von neuer Kraft durchſtrömt und die mächtigen Arme ausbreitend nach Oſten, nach Weſten, ganz beſonders aber nach *Norden*! Er ſah, wie ihm die entfernteſten

Völker huldigen, ſah, wie ſie das geblendete Auge bebend abwenden vor dem Blitzen des ſiegreichen Osmanenſchwertes und ſchon glaubte er, das Schickſal ſey Lügen geſtraft und werde ein neues Buch der Zukunft ſchreiben müſſen.

Menſchliches Hoffen! Ein Hauch und es iſt zerſtoben!

Aber eine noch größere Freude, ein noch wonnigeres Hoffen ſchwellte Halil's Bruſt, wenn er — vom Weltenlärm zurückgezogen — die Thüre ſeines geheimen Gemaches öffnete und hineintrat.

Was ſind das für Laute, deren Klang ſeinem Herzen ſo wohl thut? Warum ſteht er lauſchend am Vorhange? Worauf horcht er?

Es iſt das Lallen eines Kindes, eines Sohnes, mit dem ihn Gül-Bejaze am Jahrestag ihrer Vermälung beſchenkte.

Dieſes Kind war die ſchönere, reinere Hälfte von Halil's Freuden, der hellſte Stern ſeiner Hoffnungen. Was er nicht zu erreichen vermochte, dachte er, das werde dieſes Kind einſt erreichen, es werde vollenden, was er nur zu beginnen vermochte und den Namen ſeiner Familie in der Geſchichte der Osmanen verewigen und berühmt machen, wie es die Familie der Küprilis war, welche das Reich anderthalb Jahrhunderte hindurch nur mit Helden und weiſen tugendhaften Männern beſchenkte.

Gül-Bejaze wollte den Knaben — wie es bei armen Leuten üblich iſt — Ferhad oder Sender heißen, Halil aber gab ihm den Heldennamen Beram, denn —

ſagte er — dem Knaben ſtände eine große Zukunft bevor. *)

Menſchliche Berechnung, menſchliches Hoffen! Heute hängt der Baum voll Blüthen, morgen liegt er entwurzelt da.

Wer wollte mit Gott rechten? Wer dürfte es wagen, ihm rathen zu wollen?

Halil näherte ſich auf den Fußſpitzen dem Bette ſeiner Gattin, um mit dem Kinde zu ſpielen; ſie bemerkt ihn erſt als er ſchon ganz nahe ſteht! Wie ſie ſich gegenſeitig freuen! Das Kind wird von Einem nach dem Andern in den Arm genommen, geherzt, geküßt, Beide fühlen ſich in dem Knäblein neu aufleben.

Endlich tritt auch der alte Janaki herein, ſeine Miene lächelt und doch weiß er immer nur von traurigen Dingen

*) Es dürfte Manchem auffallen, daß Gül-Bejaze, als ſie den Muſelmann Halil Patrona heirathete, nicht genöthigt wurde, ihrem Glauben abzuſchwören; es wird daher wohl am Platze ſeyn, hier einige hierauf bezügliche Punkte aus einer vom Propheten Mahomed ſelbſt beſtätigten Urkunde einzuſchalten: „XIV. Frauen, welche ſich mit einem Muſelmann verheirathen, ſollen nie gezwungen werden, ihrem Glauben zu entſagen und auch in der Verrichtung ihres Gottesdienſtes nicht behelligt werden. XV. Niemand verbiete ſeiner Frau, ihre Kirche zu beſuchen. XVI. Wer ſich gegen dieſe Gebote vergeht, der verſündigt ſich an Gott und ſeinen Geſalbten u. ſ. w. XVIII. Und zuletzt befehle ich, daß bis ans Ende der Welt ſich nie ein Muſelmann gegen dieſe Geſetze vergehen ſolle.“ Dieſen Brief ſchrieb der Heerführer Ali Abu Thaleb's Sohn und der Prophet unterſchrieb ihn eigenhändig in Gegenwart von fünfzehn Zeugen in der Moſchee, am dritten Tage des Monats Moharrem im zweiten Jahre der Hedſchira.

zu erzählen. Seit er zum Woiwoden der Moldau ernannt worden, iſt ihm alle Luſt am Leben vergangen, als fühlte er's, daß ihn nur der Tod von dieſer Bürde befreien werde. Er ſcheint ein ganz beſonderes Vergnügen daran zu finden, ewig den Unglückspropheten zu machen.

»Ach, könntet Ihr doch den Knaben auferziehen, aber ſo lange lebt Ihr nicht. Männer, wie Du, mein Sohn Halil, leben nicht lange; und ich, ich will Dich auch nicht überleben. Du wirſt's ſehen, wenn Du dann noch ſehen kannſt, daß ich augenblicklich ſterbe, ſobald Du einmal ſtirbſt; dann iſt euer Knäblein zweifach verwaiſet.«

Mit ſolchen und ähnlichen Reden marterte der gute Mann die armen Eltern. Es thut ihnen beinahe wohl, als ſie ſehen, daß der alte Herr ſich endlich in einen Winkel ſetzt und dort entſchlummert; ſeit er ſich mit ſo beunruhigenden Gedanken abquält, hat er fortwährend Schlaf.

Abermals öffnet ſich die Thüre und herein tritt die Aufſeherin der Serailfrauen, die Kadun-kiet-Khuda, in Begleitung zweier Sclavinnen, welche einen prachtvollen porzellanenen Napf vor die Wöchnerin hinſtellen.

»Die Sultana Valide,« ſagte die Alte ganz demüthig, »läßt durch mich ihren Gruß vermelden und ſchickt dieſen Sorbeth.«

Solch eine Auszeichnung von Seite der Sultana Mutter (Valide) pflegte nur den Favoriten des Sultans zu widerfahren, wenn ſie in den Wochen lagen; — es lag daher in dieſem Schritte eine ungeheuere Auszeichnung für die Gattin Halil Patrona's oder — eine ungeheuere Demüthigung für die Favorite-Sultana.

Die letztere Anſicht iſt jedenfalls die richtigere, denn

die Sultana ſchickte den Sorbeth auf den ausdrücklichen Befehl des Sultan Achmet.

»Siehſt Du?« ſagte Halil. »Die Großen und Mächtigen der Welt küſſen den Staub deiner Füße; die Sclaven ſind nicht nur am Bazar zu finden; die Erſten ſind nun die Letzten geworden. Freue Dich der Gegenwart, meine Fürſtin, und trachte das Glück im Fluge zu erhaſchen.«

»Das Glück, o Halil,« erwiederte das Weib mit traurigem Lächeln, »gleicht den Aalen des Bosporus; es entſchlüpft unſeren Händen gerade in dem Augenblicke, wo wir es für immer feſtzuhalten wähnen.« *)

Und auch Halil wähnte das Glück für immer an ſich gefeſſelt zu haben.

Die höchſten Staatsämter wurden von ſeinen Freunden und Bundesgenoſſen bekleidet, der Sultan ſelber war ihm zu Danke verpflichtet, denn durch Halil war er aus den ſieben Thürmen befreit und auf den Thron erhoben worden.

Und doch grub man bereits an der Grube, in die er geſtürzt werden ſollte.

Der Sultan, der den Gedanken, einem elenden Krämer zu Dank verpflichtet zu ſeyn, nicht ertragen konnte, die Sultana, die nimmermehr vergeſſen konnte, welche Demüthigung ſie ſich wegen Gül-Bejaze gefallen laſſen mußte, der Kislar Aga, den Halils Einfluß eiferſüchtig machte, der Großvezier, der ſich dem Willen dieſes Emporkömm-

*) Baptiste Poujoulat, Histoire de l'empire Ottoman.

lings fügen mußte, — Alle harrten ſchon längſt einer Gelegenheit, um ihn zu vernichten.

Eines Tages ließ der Sultan dreißig Wagen Geldes unter die vierzigtauſend Janitſcharen, zwanzigtauſend Spahis und ſechzehntauſend Topidſchis austheilen, wofür dieſe nun gelobten, ſich mit dem Serail zu verſöhnen und ſich um die Fahne des Propheten zu ſchaaren; das Volk aber verſprach unter zwei Bedingungen wieder friedlich auseinander zu gehen: erſtens dürfe Niemand für das Vergangene beſtraft, zweitens ſollten ihm drei Fahnen belaſſen werden, um die es ſich ſchaaren könnte, im Falle die erſte Bedingung nicht getreulich erfüllt würde. Man ſagte Alles zu; Halil Patrona aber wurde unter die Mitglieder des Divans aufgenommen.

Mit ihm wurden auch noch ſiebenundzwanzig aus den Volksführern berufen, um an den Berathungen Theil zu nehmen; Halil Patrona aber war die Seele dieſer Volkspartei im Schooße des hohen Rathes der Pforte.

Er ermuthigte ſeine Gefährten zur großen, welterſchütternden That; wenn er ſein begeiſtertes Wort an ſie richtete, wurden die armen Krämer und Fiſcher zu Helden und dann ſchien es, als wären ſie die Heerführer, die Paſchas und Palaſtherren aber neben ihnen nur erbärmliche Krämer und Fiſcher.

Das Erſtaunen, die Bewunderung Aller, die ihn kannten, begleitete jeden Schritt dieſes ſeltenen Mannes.

Nur Einer vermochte ſich nicht mit dem Gedanken zu verſöhnen, daß er ſeine Macht einem im Staube gebornen Krämer zu verdanken haben ſolle und dieſer Eine war der — Tartarenchan Kaplan Giraj.

Undank und Verrath liegen hart neben einander.

Der Chan entdeckte dem Großvezier Halils Plan, welcher dahin ging, den Sultan zur Kriegserklärung gegen Rußland zu bewegen, weil dieſes Perſien mit Waffen unterſtützte; die Moldau und die Krim wären die Ausgangspunkte für dieſes Unternehmen, um die Fittige des nordiſchen Aars zu lähmen und die furchtbare Prophezeiung der Takimi Vekai Lügen zu ſtrafen.

Dieſen Plan theilte Kaplan Giraj, wie geſagt, dem Kabakulak mit; ein Mann mit ſolch kühnen Ideen durfte nicht länger leben.

Es ward daher beſchloſſen, ſich ſeiner während einer Rathsſitzung beim Großvezier zu entledigen.

Zu dieſem Ende wurden jene Janitſcharenoffiziere ausgewählt, welche Halil um die von ihm uſurpirte Gewalt am meiſten beneideten; dieſe wurden nun raſch zu Mitgliedern des Divans ernannt und in die Sitzung eingeführt.

Die Sache ward nun folgendermaßen verabredet: ſobald Halil mit ſeinem Antrage, den Krieg gegen Rußland betreffend, hervortritt, würde Kaplan Giraj dagegen allerlei Einwendungen machen, Halil hierauf natürlich immer mehr in Eifer gerathen und der Tartarenchan endlich gegen ihn den Säbel ziehen, worauf die Janitſcharenoffiziere über Halil und ſeine Genoſſen herfallen und ſie ohne Weiteres niedermachen.

Halil und ſeine Gefährten gingen wirklich in die ſo wohl angelegte Falle, nicht ahnend, welche Gefahr ihr Haupt umſchwebe.

Der Großvezier ſaß in der Mitte, ihm zur Rechten Kaplan Giraj, der Ehrenplatz zur Linken war Halil Pa-

trona vorbehalten; ringsum ſaßen die Offiziere der Janitſcharen und Spahis, Jeder mit dem Säbel in der Hand.

Der Mordanſchlag ſollte binnen wenigen Secunden ausgeführt werden.

Die Volkstribunen — außer Halil Patrona noch ſiebenundzwanzig — traten ein; die Janitſcharen waren ſechzig an der Zahl.

Kabakulak winkte Halil, ſich ihm zur Linken zu ſetzen; die Uebrigen placirte er derart, daß zwiſchen je zwei Janitſcharen Einer der Volksführer zu ſitzen kam, damit in dem Augenblicke, wo Kaplan Giraj den Säbel zieht, Jeder ſeinen Mann ſogleich bei der Hand habe.

»Mein theurer Sohn,« ſagte der Großvezier zu Halil, nachdem dieſer Platz genommen, »auf deinen Wunſch habe ich den hohen Divan und die Führer der Armee zuſammen berufen; ſage ihnen nun, weshalb ſie hierher beſchieden wurden.«

Halil erhob ſich raſch und ſprach zu den Anweſenden gewendet:

»Muſelmänner, Gläubige Mohammeds! Wenn Jemand von Euch hören würde, daß ſein Haus brennt, braucht man ihm dann noch lang und breit auseinanderzuſetzen, daß er löſchen müſſe; wenn Ihr hören würdet, es ſeyen Räuber in euer Haus eingedrungen, die eure Geldtruhen erbrechen und ausrauben, die eure Kinder erwürgen, die mit ihrem Mordbeile die Häupter eurer Eltern, eurer Gattinnen bedrohen: werdet Ihr nicht vielmehr von ſelbſt hineilen, den Räuber, den Mörder zu erſchlagen? Nun ſeht, mehr als Haus und Habe, mehr als Kinder, Eltern und Gattinnen — das Vaterland wird von einem mächtigen Feinde mit dem Untergange bedroht, von einem

Feinde, der ganz entſchieden den Willen, aber bisher nur noch nicht die Kraft hat, ſeinem Worte die That folgen zu laſſen, von einem Feinde, bei dem ſich vom Vater auf den Sohn der tödtliche Haß fortpflanzt, der keine Verſöhnung kennt, der vernichten oder vernichtet werden muß. Der Moskow iſt's, der Moskow! Unſere Väter haben wenig von dem Namen gehört, unſere Söhne werden mehr davon hören und unſeren Enkeln wird er viel Thränen koſten. Unſer Glaube gebietet uns wohl, uns mit Beruhigung in die Beſchlüſſe der Vorſehung zu fügen; aber nur Feiglinge können eine Beruhigung in dem Gedanken finden: das Volk der Osmanen mußte zu Grunde gehen, weil es im Himmel ſo und nicht anders beſchloſſen war. Wenn die Prophezeiung ſagt, es werde eine Zeit kommen, wo das Osmanenreich durch die Feigheit ſeines Volkes zerfällt, hängt es da nicht von uns und unſeren Nachkommen ab, die Verwirklichung dieſer Weisſagung noch weit, weit hinauszurücken? Die Prophezeiung verheißt uns ja den Untergang, nur wenn wir feige ſind; ſo laſſet uns denn nicht feige ſeyn und wir werden auch nicht untergehen! Und wenn wir nur einmal den Feind kennen, deſſen Schwert den Anhängern Mahomeds dereinſt die ſchmerzlichſten Wunden ſchlagen wird, deſſen Rieſenſchritte die blutigſten, ſchmachvollſten Spuren im Türkenlande zurücklaſſen werden, — warum ſollen wir ihm nicht zuvorkommen? warum ſollen wir warten, bis er heranwächſt, um uns zu verſchlingen, während wir jetzt ſtark genug wären, ihn zu vernichten? Die Gelegenheit iſt günſtig! Die Koſaken bitten um Hilfe gegen die Moskow. Wenn wir ſie gewähren, haben wir neue Bundesgenoſſen; wenn wir ſie verweigern — neue Feinde. Tartaren, Tſcherkeſſen, Mol-

dauer ſind die Vormauern unſeres Reiches, fügen wir auch noch die Koſaken hinzu; warten wir nicht bis alle dieſe Stämme als eine Mauer gegen uns vom Feinde vorgeſchoben werden. Als er die Feſte Azow erbaute, hat er es klar gezeigt, was er wollte, — zerſtört ſie und er wird ſehen, daß Ihr ihn verſtanden habt!«

Halil ließ ſich ruhig wieder auf ſeinen Sitz nieder.

Nach ihm erhob ſich der Verabredung gemäß Kaplan Giraj.

Halil hatte mit aller Zuverſicht erwartet, daß der Tartarenfürſt, dem er in ſeinem Plane eine ſo hervorragende Rolle zugedacht, deſſen Land von dem immer mächtiger werdenden Feinde am unmittelbarſten bedroht war, ſeinen Vorſchlag mit aller Wärme verfechten werde. Um ſo größer war daher ſein Erſtaunen, als Kaplan Giraj ihm einen höhniſchen Blick zuwarf und dann folgendermaßen begann:

»Es iſt ſtets ein großes Unglück für ein Land, wenn diejenigen, welche ſeine Angelegenheiten leiten ſollen, unwiſſend ſind; guten Willen will ich Dir, Halil, nicht abſprechen, aber ich finde es ſehr ſpaßig, daß Du um der Prophezeiung eines Derwiſches willen einem Nachbar, der mit uns im Frieden lebt, der uns nichts zu Leide thut und uns nichts in den Weg legt, den Krieg erklären willſt; Du ſprichſt ſo, als ob außer uns gar Niemand weiter in Europa wohnte, als ob wir nicht rings von mächtigen Nationen umgeben wären, die alleſammt über uns herfallen, ſobald wir ungerechter Weiſe einen Krieg beginnen. Das kommt natürlich daher, weil Du die Welt nicht kennſt, mein lieber Halil. Mein Gott, Du warſt nur ein ſchlichter Krämer, woher ſollte Dir das Wiſſen kommen? Darum laſſe

Du in Himmelsnamen die Staatsangelegenheiten ungeſchoren, und wenn Du Märchen und Sagen lieſt, glaube ja nicht, daß das Alles bare Münze ſey.«

Die Volksmänner blickten den Chan verwundert an, Halil maß ihn verächtlich vom Scheitel bis zur Zehe; er merkte nur zu deutlich, daß er verrathen ſey, — verrathen durch denjenigen, dem er die Macht gegeben und durch einen ruhmvollen Feldzug auch die Größe geben wollte.

Daß er in eine Falle gegangen, daß ein Einverſtändniß zwiſchen dem Chan und den übrigen Mitgliedern des Divans beſtehe, daran dachte der gute Halil in der Einfalt ſeines Herzens durchaus nicht; er ſprach mit dem Chan ſo offen und ungezwungen, als ob außer ihnen Beiden ſonſt Niemand weiter zugegen wäre.

»Du haſt in der That Recht, Kaplan Giraj,« ſagte er, »wenn Du mir Unwiſſenheit vorwirfſt; ich habe auch wirklich nie etwas anderes ſtudirt als den Alkoran und hatte keine Gelegenheit jene Bücher zu leſen, welche den Alkoran Lügen zu ſtrafen bemüht ſind. Aber eben aus dem Alkoran weiß ich wenigſtens ſo viel, daß der Prophet, als er zum Kampfe gegen die Götzenanbeter auszog, nicht erſt bei den Nachbarvölkern anfragte, ob er's thun ſolle oder nicht? Er that's und ſiegte! Ferner weiß ich auch noch, daß — ſeit der Zeit, als der Divan ſich mit ſeinen Feinden beräth und verbündet — die osmaniſchen Truppen über drei Flüſſe zurückgeworfen wurden, daß wir ſichtlich zuſammenſchmelzen und unaufhaltſam dem Verderben entgegenſchreiten. Ich bin ein dummer unwiſſender Menſch, habe keine Ränke und Schliche gelernt und es darf Dich daher nicht Wunder nehmen, daß ich den Glauben Mahomeds mit

dem Schwerte vertheidigen will, während es hiezu vielleicht noch ein anderes mir unbekanntes Mittel gibt; dagegen darf es aber auch mich nicht Wunder nehmen, daß Du, ein Sprößling aus der Familie der Krim'ſchen Fürſten, den Krieg ſcheueſt. Du biſt ein hoher Herr von Geburt und weißt daher dein Leben zu ſchätzen. Beſchönige immerhin die Thaten unſerer Feinde, damit Du nicht genöthigt ſeyeſt, gegen ſie zu Felde zu ziehen. Du ſagſt: es ſind gute, friedliche Nachbarn, die Niemanden etwas zu Leide thun und doch weißt Du recht gut, daß unſere Timarioten bei Kermandſchan von ruſſiſchen Kanonen zurückgeſchlagen, daß Abdullah Paſcha auf ruſſiſchem Gebiete von den Perſern im Rücken angegriffen wurde. Aber in all dem ſiehſt Du keine Feindſeligkeit, Du biſt mit deinem Looſe zufrieden, der Krieg könnte Dir die Chanskeule entreißen, während Du ſie im Frieden unbeirrt ſchwingſt; Dir iſt's gleichviel, weſſen Diener Du biſt, wenn Du nur wieder über Andere Herr ſeyn kannſt; in deinen Augen iſt Jeder ein Narr, der nicht ſich ſelbſt der Nächſte iſt. Ja, Kaplan Giraj, ich bin ein einfältiger Menſch, weil ich mein Leben in die Schanze ſchlage und auf einen Lohn in einer andern Welt hoffe. Ich ward nicht in Sammt und Seide, aber in Vaterlandsliebe und Gottesfurcht erzogen, während Du klug genug biſt, Dich mit den Freuden dieſes Lebens zu begnügen. Aber Allah wird Dir den Lohn nicht vorenthalten; weil Du einen ehrlichen Freund verrathen, wirſt Du einſt ein Sclave deiner Feinde werden, und der bisher Kaplan (der Tiger) geheißen, wird dann Sitſchian (die Maus) heißen.«

Bei dieſen tief verletzenden Worten hätte Kaplan Giraj ans Schwert greifen müſſen und wäre es auch nicht ſchon

früher ſo verabredet geweſen. Wuthentbrannt, den blanken Säbel in der Hand, fuhr er von ſeinem Sitze empor.

Aber nun kam die Reihe des Verwunderns an den Großvezier und an die übrigen Verſchworenen.

Die Janitſcharen, welche mitten unter den Männern des Volkes ſaßen, rührten ſich nicht von der Stelle, und auf das verabredete Zeichen zog auch nicht Einer den Säbel.

Dieſes Zaudern der Offiziere überraſchte die in das Geheimniß Eingeweihten ſo ſehr, daß auch Kaplan Giraj plötzlich inne hielt und Halil anſtarrte, der mit verſchränkten Armen daſtand und dem Chan verächtlich ins Antlitz blickte; die Janitſcharen ſtierten ſtumm vor ſich hin.

»Ich weiß nur zu gut,« ſagte Halil Patrona mit kalter Ruhe zum Chan, »welche Ehrerbietung ich dieſem Orte ſchuldig bin, darum kann ich dem Schwerte nicht mit dem Schwerte begegnen; wohl kenne ich die europäiſchen Sitten nicht ſo gut wie Du, ich weiß nicht, ob die Angelegenheiten anderer Nationen im Miniſterrathe mit dem Säbel entſchieden werden, ob bei den Cabinetsberathungen in England oder Frankreich derjenige Recht behält, der den Anderen zuſammenhaut, aber ſo viel weiß ich mit Beſtimmtheit, daß im osmaniſchen Divan Schlägereien nicht üblich ſind. Wenn die Berathung vorüber iſt, komme mit mir in den Garten hinab, dort können wir die Sache abmachen,— Einer von uns wird dann jedenfalls der Sorge um ſein Leben ledig.«

Halil's ruhiges kaltes Benehmen entwaffnete ſeine Gegner und machte ſie völlig verſtummen. Die Anhänger Patrona's ſchaarten ſich um ihren Führer, während der Großvezier und Kaplan Giraj erſtaunt die Janitſcharenoffiziere muſterten.

»Nun, habt Ihr denn gar keine Antwort auf Patrona's Rede?« fragte endlich Kabakulak.

Die Janitſcharen ſchwiegen.

»Wißt Ihr ihm nichts, gar nichts zu antworten?«

Die Janitſcharen erhoben ſich, einer von ihnen trat vor und ſagte:

»Halil hat Recht, — was er ſagte, hat unſere volle Zuſtimmung.«

Der Großvezier war einer Ohnmacht nahe; Kaplan Giraj ſtieß ergrimmt den Säbel in die Scheide; — ſämmtliche Offiziere ſchlugen ſich auf Halil's Seite.

Keinem halbwegs aufmerkſamen Beobachter konnte die Verwirrung der Eingeweihten entgehen; ſie ſahen ein, daß die Ausführung ihres Vorhabens wenigſtens für den Augenblick in das Bereich der Unmöglichkeit gehöre. *)

Erſt nach einer Weile vermochte der Kabakulak ſich wieder zu ſammeln und auf neue Ränke zu ſinnen.

»So wichtige Beſchlüſſe,« begann er endlich, »können nicht ohne Wiſſen des Sultans gefaßt werden; darum verſammelt Ihr Alle Euch morgen im Serail und traget dem Padiſchah euer Begehren vor, — auch Ihr Beide,« fuhr er, zu Halil Patrona und Kaplan Giraj gewendet, fort, »werdet zugegen ſeyn.«

»Wer von uns Beiden zugegen ſeyn wird, das vermag nur Allah zu wiſſen,« bemerkte Halil.

»Du führſt da eine böſe Sprache, mein Sohn,« entgegnete der Großvezier, »es wäre abſcheulich, wenn ein Muſelmann den anderen hinmorden wollte; darum verſöhnt Euch, reichet einander die Hand; ich laſſe Euch nicht käm-

*) Hammer = Purgſtall, Geſch. d. osm. Reiches.

pfen. Ihr habt Beide in der beſten Abſicht geſprochen; wo es ſich um gemeinſame Angelegenheiten handelt, muß man ſich über perſönliche Kränkungen hinwegſetzen können. Vergebet einander und reichet Euch die Hände.«

So drängte er die beiden Männer zu einander hin und nöthigte ſie, ſich gegenſeitig die Hand zu reichen, aber er konnte nicht hindern, daß ihre Blicke ſich begegneten und gegenſeitig tiefer verwundeten, als es die Schwerter vermocht hätten.

Nach der Conferenz blieben Halil's Gegner allein beim Großvezier; Kaplan Giraj knirſchte vor Wuth.

»Ich habe es geſagt, wir dürfen ihn nicht ſprechen laſſen; wenn er ſpricht, kehren ſich all die gezückten Schwerter gegen uns und ſeine bezaubernde Rede lockt allen Zorn aus den Herzen.«

So mußte denn am folgenden Tage ein anderer Plan verabredet werden . . .

* * *

Zwei Tage ſpäter ſollte wieder eine Verſammlung des Divan ſtattfinden. Halil Patrona verwendete dieſe beiden Tage wie ein Menſch, der da weiß, daß ſeine Stunden gezählt ſind. Er hätte ſehr verblendet ſeyn müſſen, um nicht zu ſehen, daß der Stab über ihn gebrochen und daß man nur noch über die Art und Weiſe, wie der Richtſpruch zu vollziehen, nicht ganz einig ſey.

Dennoch ſah er ruhig der Zukunft entgegen, wie es einem echten Muſelmann ziemt, nur zwei Weſen mußte er noch in Sicherheit bringen, ſein Weib und ſein Kind.

Am Abende des vorletzten Tages führte er Gül-Bejaze,

welche ihren Knaben am Arme trug, wie zu einem Spazirgange gegen den Bosporus hinab.

Seit Gül-Bejaze Mutter war, ſah ſie viel kühner, entſchloſſener aus; wird doch das ſanfteſte Thier kühn, wenn es Junge hat, und ſogar die Taube wild, nachdem ſie ihre Küchlein ausgebrütet.

Halil ließ ſeine Gattin in einen gedeckten Kahn ſetzen, den er allein mit ſeinen ſehnigen Armen lenkte. Das Kind lächelte ſüß, als der Kahn ſich zu ſchaukeln begann; vielleicht wähnte es, es ſey das Schaukeln ſeiner Wiege. Die ſchönen großen Augen der Griechin hafteten bald am Firmamente, bald an der ruhigen Waſſerfläche; Tauſende von Sternen lachten ihr hier wie dort entgegen; der Abend war ſtill und mild.

»Weißt Du, wohin ich Dich jetzt führe, Gül-Bejaze?« fragte Halil.

»Frageſt Du, wohin Du mich führen ſollſt, ſo würde ich Dir antworten: Weit, weit weg nach einem abgelegenen Thale, das rings von hohen Bergen eingeſchloſſen iſt, — dort baue mir ein Häuschen am Ufer einer klaren Quelle und vor dem Hauſe lege mir ein kleines Gärtchen an... So laß mich dort unter dem Schatten der Zedern ſinnen und träumen, dort, wo kein anderer Laut ſtört, als das Girren der Turteltaube, laß mich am Rande der klaren Quelle Blumen pflücken, den Rehen lauſchen, laß mich dort leben, dort ſterben, — leben in deinen Armen, ſterben in der blumenreichen Flur, die der Bach durchrauſcht... Hätteſt Du mich gefragt, wohin Du mich führen ſollſt, ſo hätte ich Dir geantwortet: dahin!«

»Und ſo ſoll's auch ſeyn,« ſagte Halil, die Ruder einziehend, da der Abendwind die Segel zu ſchwellen begann

und der Kahn von ſelbſt pfeilſchnell dahin flog; dann ſetzte er ſich neben ſeine Gattin hin und ſagte: »Ich ſchicke Dich nach einem fernen abſeits gelegenen Thale, dort ſteht an einer friſchen Quelle ein ſchönes kleines Häuschen, welches ich für Dich angekauft habe; dort wirſt Du mit meinem Kinde leben.«

»Und Du?«

»Ich führe Dich bis ans jenſeitige Ufer, dort harrt Deiner ein alter, Dir treuergebener Diener deines Vaters mit geſattelten Maulthieren, der wird Dich nach jenem lieblichen Thale bringen und nicht mehr von deiner Seite weichen.«

»Und Du?«

»Dieſes Käſtchen nimm mit Dir, es iſt Geld darin; ich habe es von deinem Vater bekommen, — kein Fluch, kein Blut klebt daran. Es gehört Dir und meinem Kinde.«

»Und Du?« fragte Gül-Bejaze zum dritten Male, nur mit Mühe ihre Thränen zurückdrängend.

»Ich muß zurück nach Stambul, aber wir ſehen uns wieder, vielleicht morgen oder übermorgen oder — noch ſpäter. Vielleicht komme ich bald zu Euch, vielleicht erſt nach langer Zeit, aber deſſenungeachtet harret meiner; deckt jeden Abend auch für mich zu Tiſche, denn Ihr könnt nicht wiſſen, wann ich komme.«

Gül-Bejaze weinte, — die Thränen perlten auf die Wange des Kindes, das ſelig lächelnd in ihren Armen lag und freundlich zur Mutter empor blickte. »Warum weinſt Du? Sieh, wie Du kindiſch biſt . . . die Trennung iſt kurz, nur die Sehnſucht iſt lang; Du biſt noch immer beſſer daran als ich, Du haſt dein Kind bei Dir, ich —

Niemanden und doch weine ich nicht — ich ſehe Dich ja wieder.«

Unterdeſſen hatte der Kahn das Ufer erreicht; der alte Diener ſtand dort mit den zwei geſattelten Maulthieren; Halil hob ſein Weib aus dem Kahne.

Gül-Bejaze ſank an die Bruſt ihres Gatten und umſchlang ihn zärtlich.

»O gehe nicht mehr zurück, — geh nicht von mir, bleibe bei uns! Was willſt Du in jener freudeleeren Stadt noch ſuchen, wenn wir nicht mehr dort ſind! Komm mit uns, — wir verſchwinden und Niemand weiß, was aus uns geworden; dann mögen ſie Dich ſuchen, wie den herabfallenden Stern . . . 's iſt nicht gut für Dich auf jener ſchwindelnden Höhe zu ſtehen.«

Halil antwortete nicht; ſein Weib hatte Recht, aber er war zu ſtolz, um ſeinen Gegnern feige zu entrinnen.

»Sey unbeſorgt,« ſagte er nach einer Pauſe in beſchwichtigendem Tone, »es geſchieht mir kein Leides, ich habe einen Talisman bei mir . . . Du lächelſt? . . . Du biſt eine Chriſtin und glaubſt nicht an einen Talisman? — Mein Talisman iſt mein Herz! Nicht wahr, daran glaubſt Du wohl? Bisher hat er mir noch aus jeder Noth geholfen.«

Dann küßte er noch einmal ſein Weib und ſein Kind, und ſprang raſch wieder in den Kahn; mit kräftiger Hand erfaßte er das Ruder und ſtieß vom Ufer . . . Und wie er ſich im Abenddunkel vom Strande entfernte, ſah er das Weib mit dem Kinde noch lange dort ſtehen und je weiter er forturderte, deſto mehr ſchmerzte es ihn, daß er nicht noch einmal umgekehrt, daß er ſeine Lieben nicht noch einmal geküßt hatte.

* * *

Am nächſten Morgen erſchien Halil Pelivan, der Rieſe, in Begleitung von zwölf Boſtandſchis unter den Janitſcharen, ließ fünf Fäßchen, welche von drei Maulthieren geſchleppt wurden, abladen und ſchüttete daraus fünftauſend Ducaten auf den Boden, die er ſogleich unter die Krieger vertheilte.

»Das ſchickt Euch der Großvezier, Ihr wackeren Krieger.«

Das war eine Sprache, welche die Janitſcharen ſehr gerne hörten.

»Und nun habe ich Euch um etwas zu bitten.«

»Sprich!«

»Findet ſich vielleicht Einer unter Euch, der noch nie Jemanden geliebt hat, der, wenn man ihn's heißt und ihn dafür bezahlt, ſeinen eigenen Vater *) zu ermorden bereit wäre, der nicht Furcht, noch Erbarmen kennt und ſich durch ſchöne Reden nicht beirren läßt?«

Auf dieſe Aufforderung meldeten ſich ſogleich Hunderte aus dem Janitſcharencorps mit der Verſicherung, daß ſie im Stande ſeyen, den Wünſchen Pelivans vollkommen zu entſprechen.

Pelivan wählte zweiunddreißig Mann, die kräftigſten martialiſcheſten Geſtalten, aus und befahl ihnen, ihm nach dem Serail zu folgen.

Dort führte er ſie in den Porzellanſaal, ließ ſie auf koſtbare Teppiche ſetzen, ihnen feine Speiſen und Getränke

*) Die Janitſcharen wurden wohl anfänglich aus Chriſtenknaben herangezogen, aber im Laufe der Zeit bildete ſich aus dieſem Corps eine eigene Kaſte, deren Vorrechte ſich vom Vater auf den Sohn vererbten.

reichen: Cyperwein und erhitzenden Muskavit*), ſo viel ſie nur wollten.

Bald darauf erſchienen der Großvezier, der lahme Paſcho Toplan Osman, der Statthalter von Rumelien Patſchmag-Dſchizade, der Sohn eines Schuhflickers und der Tartarenchan; ſie klopften den Janitſcharen herablaſſend auf die Achſel, verkoſteten von ihren Speiſen, tranken aus ihren Gläſern und entfernten ſich unter tauſend Lobeserhebungen über die Biederkeit und Trefflichkeit des Corps, dem die zweiunddreißig Mann angehörten.

Der Divan hatte ſich mittlerweile im Saale des Löwenhauſes verſammelt.

Die Ulemas, die Heerführer, die Abgeordneten des Volkes — darunter auch Halil Patrona — waren bereits zugegen, als Kabakulak, Patſchmag-Dſchizade, Toplan Osman und Kaplan Giraj eintraten.

Halil war der Erſte, den der Großvezier mit der huldvollſten Herablaſſung anredete.

»Der Padiſchah läßt Dich durch mich ſeines allerhöchſten Wohlwollens verſichern und ernennt Dich zum Beglerbeg von Rumili.«

Zwei Dülbendars traten vor und brachten den zur Inveſtitur beſtimmten prachtvollen Kaftan.

Halil Patrona überlegte einen Augenblick.

Der Sultan war in der That ſehr wohlwollend gegen ihn; er zeigte ihm einen Weg, um ſich mit Ehren aus der Schlinge ziehen zu können; er verlieh ihm ein hohes Amt, das ihn von der Hauptſtadt entfernt hält und anderſeits ſeinen Ehrgeiz vollkommen befriedigen konnte; in der That

*) Ein geheimnißvoller Trank, den nur der Sultan trinkt und der die Manneskraft erhöhen ſoll.

eine ſeltene Großmuth von Seite des Sultans. Er bietet dem eine Belohnung, den ſeine Veziere beſtraft zu ſehen wünſchen.

Aber Halil ſchwankte nur einen Augenblick, dann antwortete er in entſchiedenem Tone:

»Ich nehme den Kaftan nicht an; ich habe nichts für mich verlangt; ich kam hieher, nicht weil ich ein Amt, ſondern weil ich einen Krieg will.«

Der Großvezier verneigte ſich vor ihm.

»Dein Ausſpruch entſcheidet; der Padiſchah hat befohlen, das zu thun, was Du und deine Gefährten verlangen. Er harrt Eurer im Porzellanſaale; dort wird er den Krieg proclamiren und Euch mit dem Ehrenkaftan bekleiden laſſen.« *)

Die Ulemas und Patrona's Anhänger wurden nun nach dem Kiosk Eriwan hinabgeführt.

»Die wackerſten unter Euch — Halil und Muſſzli — werden zuerſt zum Handkuſſe zugelaſſen,« ſagte Kabakulak.

Mit froſtigem Lächeln drückte Halil ſeinem Cameraden Muſſzli die Hand. Dieſer ahnte noch immer nicht, was mit ihnen geſchehen ſolle, und er begann ſich erſt unheimlich zu fühlen, als ihnen an der Pforte »der kalten Quellen« von den Wächtern die Säbel abgenommen wurden, da Niemand bewaffnet vor dem Sultan erſcheinen durfte.

Im Sophaſaale, wo der Divan aufgerichtet war, befindet ſich eine, mit einem goldenen Gitter abgeſperrte Niſche, hinter deren Vorhängen die Sultane, einer traditionellen Sitte gemäß, die Berathungen ihrer Miniſter zu belauſchen pflegen. Wenn ein Windſtoß die Vorhänge in die-

*) Dieſe Kaftanvertheilung iſt bei jeder bedeutenden Feierlichkeit unerläßlich.

ſer Stunde nach der Seite hinweht, gewahren wir hinter ihnen ein ſchönes Frauenhaupt; es iſt Aldſchaliß, die Favorite Sultana, hinter ihr ſteht der Kislar Aga Elhadſch Baſchir; — heute muß hier etwas ganz Beſonderes zu ſehen ſeyn.

Die Audienz beginnt, — Halil und Muſſzli treten zuerſt ein; ſie ſchreiten bis zum Throne des Sultans vor, werfen ſich dort zu Boden und küſſen den Saum des großherlichen Mantels.

Mahmud läßt ſich auf den Thron nieder. In dieſem Augenblicke ruft Kabakulak, in die Hände klatſchend:

»Bringt die Kaftans!«

Da ſtürzen aus dem Nebenſaale Pelivan und die zwei und dreißig Janitſcharen mit blanken Schwertern herein.

Mahmud verhüllt ſein Antlitz, um nicht zu ſehen, was nun kommen werde.

»Halil! wir ſind verrathen!« ruft Muſſzli, wirft ſich vor ſeinen Cameraden und fängt mit dem eigenen Leibe den erſten Streich auf, den Pelivan nach Halil führt.

»Du haſt deinen Namen vergebens über den meinigen geſchrieben,« ruft der Rieſe, den Krummſäbel über ſeinem Haupte ſchwingend.

Da reißt Halil ſeinen Dolch, den er im Gürtel verborgen gehalten, hervor und ſchleudert ihn mit ſolcher Gewalt gegen Pelivan, daß er in der linken Schulter des Rieſen ſtecken bleibt.

Aber ſchon im nächſten Augenblicke hatte auch ihn der Todesſtreich ereilt.

Auf die Kniee ſinkend, die Augen gen Himmel gerichtet, ruft er noch:

»Allah hat's ſo gewollt!«

Auf einen zweiten Streich ſtürzte er vollends zuſammen.

»Ich ſterbe, aber ich hinterlaſſe einen Sohn!« haucht er, am Boden liegend und — war todt.

Nun wurden auch ſeine Gefährten nach einander aus dem Kiosk Eriwan nach dem Sophaſaale geführt, angeblich um mit dem Ehrenkaftan beſchenkt zu werden. Aber kaum waren ſie eingetreten, als ſie auch ſchon das Schwert der Henker erreicht hatte . . . ſo verbluteten ſechsundzwanzig Männer des Volkes.

Nur drei blieben übrig.

Szulali, Derwiſch Mohamed, der Mir Alem (Wächter der heiligen Fahne) und der Richter von Stambul; ſie waren Ulemas, deren Leben nicht einmal der Sultan anzutaſten das Recht hat.

Alle drei wurden vom Großvezier zu Sandſchak-Begs ernannt.

Vom Tode ihrer Gefährten konnten ſie noch keine Kunde haben und nahmen daher die Ernennung an; damit hatten ſie aber auch ſchon ihrem Range als Ulemas entſagt und wurden am folgenden Tage ermordet.

Am Morgen des dritten Tages ſah das Volk vor dem Serail neunundzwanzig Köpfe an Piken aufgeſpießt, alle dieſe Köpfe hatten die Augen offen, der Ausdruck des Grimmes lagerte auf den fahlen Geſichtern, die geöffneten Lippen ſchienen zum Volke ſprechen zu wollen . . . nur Halil Patrona's Augen und Lippen waren geſchloſſen.

Ein Schrei des Wehs und Entſetzens durchdrang die Stadt, das Volk griff zu den Waffen und eilte nach dem Atmeidan, um ſich um die drei Fahnen zu ſchaaren.

Von den Führern war nur noch Janaki übrig, —

die übrigen waren abtrünnig oder todt. Nun wurde er herbeigeholt. Die Kunde vom Tode Halil's ſchien auf ihn keinen Eindruck zu machen, er hatte das längſt vorausgeſehen und Gül-Bejaze war mit ſeinem Wiſſen aus der Hauptſtadt fortgebracht worden. Er ſelbſt hatte für ſie das kleine Häuschen in einem Thale des Taurus beſtellt, welches außer von ihm und den Dorfbewohnern nur von Wenigen gekannt wurde. Dann hatte er ein Paar Brieftauben mitgenommen, um ſich keines menſchlichen Boten bedienen zu müſſen, wenn auch ſein Verhängniß in Erfüllung gehe.

Als die tobende Menge ihn nach dem Atmeidan rief, ſchrieb er ſeiner Tochter auf ein dünnes Blättchen folgende Zeilen, welche er der Brieftaube unter die Flügel band:

»Die Gnade des Herrn ſey mit Dir! — Halil erwarte nicht mehr, er iſt todt! Die Janitſcharen haben ihn ermordet... Ich habe immer geſagt, daß ich gleich nach ihm ſterbe . . . Du aber lebe und hüte dein Kind — Janaki.«

Dann öffnete er das Fenſter und ließ die Taube davon fliegen; mit raſchem Flügelſchlag erhob ſie ſich in die Luft, wiegte ſich dort einige Augenblicke lang und flog dann pfeilſchnell in der Richtung gegen das Gebirge fort.

»Arme Irene,« ſeufzte Janaki und zog ſein Schwert, mit dem er ſicherlich Niemanden etwas zu Leide thun wird. So folgte er der Menge nach dem Atmeidan.

In Stambul waren mittlerweile neue Schreckensthaten verübt worden. Als die zweiunddreißig Janitſcharen, mit den blutigen Säbeln in der Hand und ſich mit ihrer Mordthat laut brüſtend, zurückkehrten, wurden ſie vom ganzen ſiebenten Janitſcharenregimente überfallen und in Stücke gehauen, der Janitſcharenaga Muhſinzade wurde am Thore ſeines eigenen Hauſes erſchoſſen. Kabakulak flüchtete ſich in

eine Moſchee; Halil Pelivan, der zum Kulkiaja ernannt worden war, verſteckte ſich in einen Canal und kam drei Tage lang, ſo lange er oben noch Lärm hörte, nicht zum Vorſchein.

Am dritten Tage ward Alles wieder ruhig.

Es war ein neuer Name aufgetaucht, ſich mit dem Orkane der Volksempörung zu meſſen, — der letzte Sproſſe der Familie Kuprili, in der jeder Mann ein Held war.

Achmet Kuprilizade verſammelte um die heilige Fahne die im Serail einquartierten zehntauſend Dſchebedſchis, Boſtandſchis und Baltadſchis, und nachdem bereits Alle die Sache des Sultans für verloren gehalten, griff er die Rebellen auf offener Straße an und ſchlug ſie aufs Haupt. Innerhalb drei Tagen fielen ſiebentauſend Aufſtändiſche *) von der Hand ſeiner Truppen, — dann ward wieder Friede im Lande.

Auch Janaki fiel; er ließ ſich ohne Widerſtand und Widerrede den Kopf abſchlagen.

Aber auch Kabakulak und Pelivan wurden ihrer Feigheit halber des Landes verwieſen.

Achmet Kuprilizade wurde zum Großvezier ernannt.

Achmet III. verlebte noch neun traurige Jahre in den ſieben Thürmen; die Sage will wiſſen, er ſey an Gift geſtorben.

XIII.

Ein leerer Platz.

Alles iſt wieder ruhig geworden, die Welt geht wieder ihren alltäglichen Lauf; nur dort in den blauen Bergen lebt noch ein Weib, das nichts weiß von der Außenwelt, das allnächtlich die hohen Gipfel der ihre Hütte um-

*) Nach Pouſoulat ſechzehntauſend.

ſäumenden Berge erſteigt und ſehnend und ſchmachtend gegen Stambul hinſchaut; unruhig ſchweift das ſpähende Auge über den gekrümmten Pfad, der in die Ferne führt, um zu ſehen, ob der Heißerſehnte noch nicht komme.

Und jeden Abend kehrt das Weib traurig wieder heim nach ſeiner Hütte, und dann ſtellt es den Teller und den Becher für den geliebten Gaſt zurecht; aber er kommt nicht; des Nachts legt ſie ſein Kiſſen neben das ihre und das Kind zwiſchen ſie Beide, damit Halil es dort finde, wenn er käme.

So vergeht Tag um Tag.

Eines Morgens iſt's ihr, als ob ganz leiſe ans Fenſter gepocht würde; freudig ſpringt ſie aus dem Bett, um es zu öffnen.

Aber es iſt nicht Halil, es iſt eine Taube, die ein Briefchen unter dem Flügel trägt.

Gül-Bejaze erbricht den Brief und lieſt ihn — einmal, dann zum zweiten, dann zum dritten Male . . . und als ſie ihn dreimal geleſen, lächelt ſie verklärt und flüſtert vor ſich hin:

»Er wird gleich hier ſeyn!«

Von dieſem Augenblicke an umflorte ſtiller Wahnſinn den Geiſt Gül-Bejaze's, es war eine Art ſchweigſamer Monomanie, die ſich nicht eher kund gibt, als bis ſie irgend eine fixe Idee zur Reife gebracht.

Als der Abend dämmerte, ging ſie wieder nach der Straße hinaus, die aus dem Thale führt. Ihrem alten Diener zeigte ſie den Brief und ſagte ihm: es ſtände darin geſchrieben, daß Halil noch heute kommen werde, man müſſe daher ein gutes Abendeſſen für ihn bereit halten. Der Diener konnte nicht leſen und glaubte das Alles.

Nach einer Stunde ſtürzte die Frau, das Antlitz von Haſt und Aufregung hoch geröthet, zur Hausthüre herein.

»Haſt Du ihn nicht geſehen?« fragt ſie den Diener.

»Wen, meine Gebieterin?«

»Halil; er iſt ſchon angekommen; er ſchlug einen andern Weg ein und muß bereits hier ſeyn.«

Der alte Diener glaubte, Halil ſey vielleicht insgeheim angekommen und eilte ſelber hocherfreut mit ſeiner Gebieterin nach der Stube, wo wieder für zwei Perſonen gedeckt war.

»Nun, ſiehſt Du, er iſt ſchon da!« ſagte Gül-Bejaze, auf den leeren Platz deutend; dann eilte ſie hin, umarmte eine unſichtbare Geſtalt; ihre heißen Küſſe verhallten in der Luft, ihr trunkenes Auge vertiefte ſich wonneſtrahlend in das Nichts . . .

»Sieh hier dein Kind,« fuhr Gül-Bejaze nach einer Weile fort, und hob das Knäblein in die Höhe; »nimm's doch in den Arm . . . So . . . Mußt ihn nicht ſo ungeſtüm küſſen, er ſchläft . . . Siehſt Du's, jetzt haſt Du ihn wach geküßt . . . Er iſt an den Bart nicht gewöhnt, wiege ihn wieder ein . . . So . . . ſo! . . . Du wirſt wohl müde ſeyn; warte! Ich fülle Dir den Becher. Nicht wahr, das mundet Dir, das eiskalte Waſſer? Ich hab's ſo eben ſelber von der Quelle geholt.«

Dann ſetzte ſie ihrem Gatten zu eſſen vor und freute ſich, daß ihm Alles ſo vortrefflich munde.

Nach dem Abendeſſen erfaßte ſie ſeinen Arm und führte ihn, traulich flüſternd und koſend, hinaus in den Garten, der vom klaren Mondlicht übergoſſen da lag; der arme Diener ſah ihr mit Thränen in den Augen nach, wenn ſie

ſo ganz allein zwiſchen den dunkeln Bäumen dahinſchritt, und immer that, als ob ſie erzählen, fragen und antworten würde. Sie ſagt ihrem Gatten, wie es ihr ſeit ihrer Trennung ergangen, zeigt ihm ihre Vögel, ihre Blumen, führt ihn dann in die Laube, läßt ihn neben ſich hinſetzen und ſchmiegt ſich ſo zärtlich, ſo innig an ihn... dann kehrt ſie ſelig, mit verſchämter Freudigkeit zurück und wirft ihm nur dann und wann ganz verſtohlen einen Liebesblick zu . . . Wem?

In der Stube macht ſie ihm dann ſein Bett zurecht, legt ihm ihren weichen Arm unter das Haupt, zieht ihn an ihre Bruſt, küßt ihn und entſchlummert dann ſelig, nachdem ſie ihm noch einmal die Hand gedrückt . . . Wem?

Am andern Tage harrt ſie ſeiner wieder vom Morgen bis zum Abend; wenn die Dämmerung niederſinkt, geht ſie wieder hinaus nach der Straße, und wenn ſie heimkehrt, findet ſie ihn bereits in der Stube. O, beglückender Wahnſinn!

So geht's denn fort, Tag um Tag.

Vom Morgen bis zum Abend verrichtet Gül-Bejaze ihre gewohnte Arbeit, von Nachbarn und Bekannten gewahrt Niemand eine Veränderung an ihr, aber wenn die Sonne untergeht, meidet ſie jede Geſellſchaft und läßt Niemanden bei ſich, denn da harrt ihrer bereits Halil in dem nach dem Garten führenden Stübchen.

Sie hat ſich förmlich daran gewöhnt, ihn alltäglich nach Sonnenuntergang zu ſehen, und theilt ſich daher auch ihre Arbeit ſo ein, daß ſie des Abends freie Zeit habe; Halil iſt zuweilen heiter, zuweilen aber ſehr traurig. Das erzählt ſie dem Diener hundertmal, oft flüſtert ſie ihm noch ganz im Vertrauen zu, daß Halil mit ungeheuren Plänen

umgehe, aber das dürfe ja nicht verrathen werden, denn es könnte Halil den Kopf koſten.

Armer Halil! Seitdem iſt er längſt vermodert und der Tod hat keine Macht mehr über ihn.

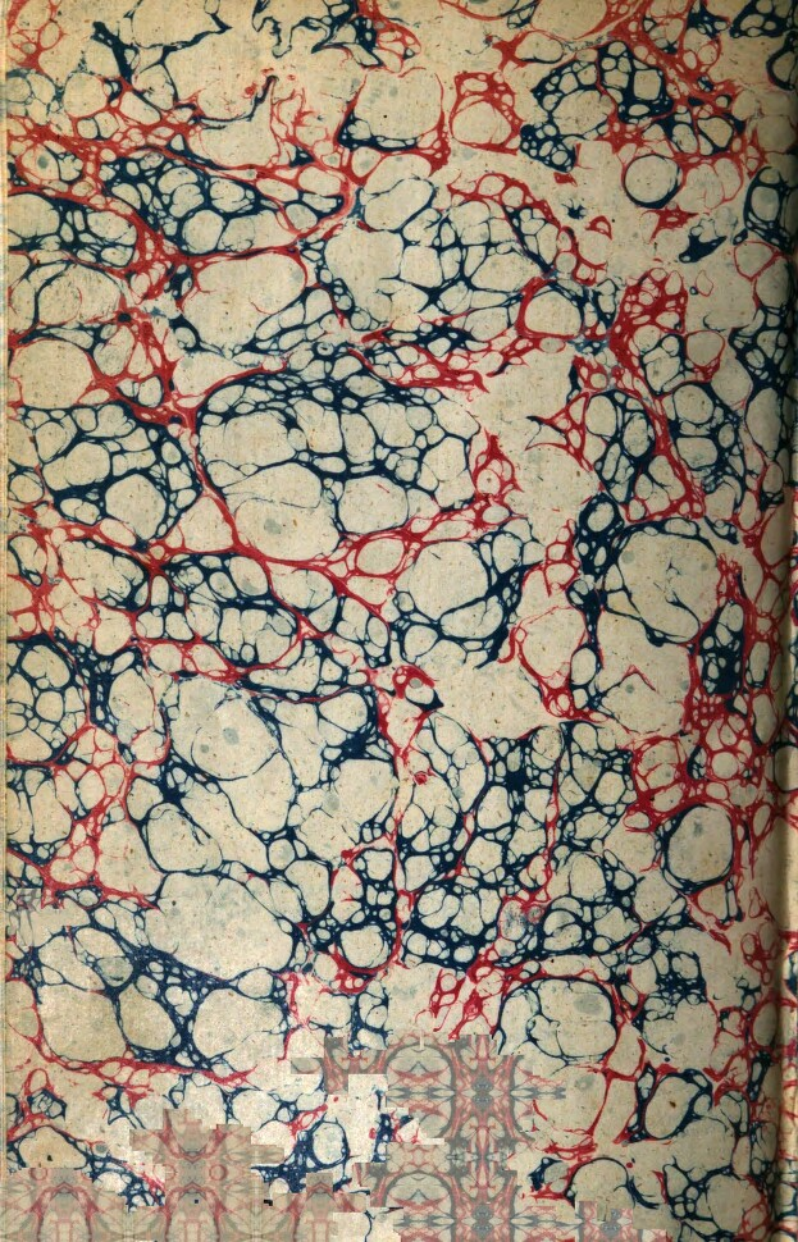
So altert, ſo ergraut, ſo verwelkt die »weiße Roſe;« der geliebte Gaſt findet ſich viele, viele Jahre hindurch allabendlich bei ihr ein.

Und wie dann der Knabe heranwächſt und allmälig zum Manne reift, hört er ſeine Mutter jeden Abend mit einer unſichtbaren Geſtalt ſprechen, die der Jüngling ehrfurchtsvoll grüßen muß, denn es ſey ſein Vater! Dann erzählt ſie dem Vater freudig, wie muthig und doch gutherzig ihr Sohn ſey; endlich vergleicht ſie die beiden Geſichter — 's iſt der leibhaftige Vater! Nur daß Halil ſchon etwas altert, der Bart beginnt ſchon ſtark ins Weiße zu ſpielen, ſonſt ſieht er ſeinem Sohne ganz ähnlich.

Der Sohn aber weiß nur zu gut, daß ſein Vater Halil Patrona ſchon vor vielen, vielen Jahren von den Janitſcharen ermordet worden iſt.

Ende.

Gedruckt bei Leopold Sommer in Wien.



M. Hollnsteiner
kgl.
Buchbinder
im rothen Haus
IN WIEN.